

## Ankunft am Okavango

### Gäste des Kommissars Harald Eedes in Rundu

Am frühen Nachmittag des folgenden Tages trafen wir auf der Polizeistation von Rundu ein. Nach den Mühen der letzten 400 Kilometer kam mir die Station wie eine Insel höchster Zivilisation vor: zwei Steinhäuser umgeben von mehreren soliden Rundhütten im afrikanischen Stil. Dazwischen erstreckten sich sorgfältig gepflegte Gartenanlagen, wie man sie auf den europäisch geführten Farmen des Landes vorfindet. Das Gelände fällt leicht nach Süden ab, ist aber im Norden scharf begrenzt durch einen steilen Prallhang<sup>4</sup>, der in einer Schleife des Okavango über 100 Meter wie der Loreley-Felsen am Rhein zum Okavango hin steil abfällt. Die Mitte des Flusses bildet die internationale Grenze zwischen Namibia im Süden und Angola im Norden.



Harald Eedes, Kommissar des Okavango-Distrikts

Kommissar Harald Eedes, ein typischer Bure in mittleren Jahren, begrüßte Köhler und seinen Anhang wie alte Bekannte. Er lud uns zur Übernachtung ins Gästehaus der Regierung und später auch noch zum Abendessen in seine private Wohnung ein. Ich bekam eine eigene Rundhütte zugewiesen und konnte mich nach langer Zeit erstmals wieder richtig duschen. Wie sich hernach herausstellte, war es für viele Wochen zugleich auch das letzte Mal, denn auf der Missionsstation Nyangana gab es für alle Mitglieder nur eine Wanne, in der man samstags nach einem festem Plan baden konnte.

Beim Abendessen befragte mich der Kommissar nach meinen Forschungsplänen, zu meiner Verwunderung aber auch speziell nach meiner Religion und meinem Familienstand. Er hatte den goldenen Ring an meiner linken Hand bemerkt und interpretierte diesen zunächst wohl als Ehering. Als er

---

<sup>4</sup> Es handelt sich um eine geographische Formation, die im *Gciriku* in der Tat *rúndu* genannt wird.

hörte, dass es sich um einen Verlobungsring handelte, schien ihn diese Auskunft irgendwie zu beruhigen, ohne dass ich mir seine Reaktion damals erklären konnte. Erst sehr viel später lernte ich, dass bei einem strenggläubigen Calvinisten ein monatelang allein reisender Verlobter moralisch sehr viel unverdächtiger ist als ein Verheirateter, weil man letzterem sehr viel eher sexuelle Seitensprünge zutraut. Beim Abendessen empfand ich das Interesse für meine Person aber keinesfalls als ein Verhör, was es im Nachhinein betrachtet wohl war, sondern als eine willkommene Gelegenheit, erstmals mein Afrikaans in der Wirklichkeit erproben zu können, denn unser Gastgeber sprach keine andere Sprache mit uns.

Dem Kommissar oblag 1965 noch die Verwaltung der gesamten Okavango-Region, wozu auch die Sicherheitsüberwachung gehörte. Die vielen parallelen Sandspuren von den hochentwickelten Farmgebieten im Süden führten in einer Länge von 400 km am Ende gebündelt auf Rundu hin, so dass kein Reisender den wachsamem Augen des Kommissars oder denen seiner Helfer entgehen konnte.

Kommissar Eedes hatte 1965 schon viele Jahre aus der Sicht der Bevölkerung wie ein Alleinherrscher über alle Bewohner der Okavango-Region, gleich welcher Rasse, regiert. In der Bevölkerung wurde er allgemein *Nakaré* genannt. Wortwörtlich bedeutet dieses Wort „seit ewigen Zeiten“. Der konkrete Bezug dieses Spitznamens zur Person des Kommissars hat sich mir allerdings nicht so richtig erschlossen.

## **Übernachtung auf der Missionsstation Shambyu**

Als wir am nächsten Morgen gegen zehn Uhr nach einer selbst gebrauten Tasse Kaffee die Polizeistation Rundu verließen, war der Kommissar bereits seit einigen Stunden unterwegs auf einer Inspektionstour, so dass wir uns nicht mehr persönlich von ihm verabschieden konnten. Unsere Karawane setzte sich daher ohne seinen „Segen“ schwerfällig nach Osten in Bewegung.

Ich dachte, endlich sei unser nächstes Ziel die Missionsstation Nyangana, mein zukünftiger Einsatzort. Auf holpriger Sandpiste folgten wir im Schritttempo dem Lauf des Okavango, als wir nach nur zwei Stunden Fahrzeit bzw. etwa 40 Kilometern für mich völlig überraschend nach links abbogen und geradewegs auf den Fluss

zu in den Hof der Missionsstation Shambyu einführen. Ich dachte zunächst, der vor uns fahrende Wagen mit der Familie Köhler an Bord habe eine Panne. Doch dann klärte mich Ismael auf, dass wir plangemäß Shambyu besuchten und möglicherweise auch die Nacht dort verbringen würden.

Ich hatte seit unserem zweitägigen Aufenthalt im Fort Namutoni den deutlichen Eindruck, dass die Kommunikation zwischen Köhlers und mir auf den Nullpunkt abgekühlt war. Schon von der Übernachtung in Rundu war ich vorher nicht in Kenntnis gesetzt worden. Dies konnte ich mir noch damit erklären, dass wir bei unserer Ankunft in Rundu ohnehin in der restlichen Zeit keine größere Wegstrecke in Richtung Nyangana mehr hätten zurücklegen können. Aber dass Köhlers mir nicht eher gesagt hatten, dass sie vor Nyangana noch unbedingt der Missionsstation Shambyu einen Besuch abstatten wollten, sah ich dann allmählich doch als gezielt unfreundlichen Akt an und fragte mich insgeheim, welches Ereignis diese Verstimmung in unseren Beziehungen wohl ausgelöst haben könnte.

Wir wurden bei unserer Ankunft vom Leiter der Station, Pater Bernhard Hartmann OMI, und der eigentlichen Seele der Station, Schwester Leopoldine Mühlbauer OSB, als alte Bekannte der Familie Köhler empfangen. Pater Hartmann war ein leidenschaftlicher Hobbyarchäologe und Ethnohistoriker. Er verfügte über eine stattliche Sammlung von steinzeitlichen Faustkeilen, die er in flachen Schubladen säuberlich geordnet aufbewahrte. In seinem Büro stapelten sich Berichte zur Geschichte und Kultur, die er im Laufe vieler Jahre bei den Lehrern der Station gesammelt hatte. Darunter befanden sich auch eigene Aufzeichnungen zu allen möglichen Themen seines wissenschaftlichen Interesses. Stundenlang führte er uns seine Schätze vor. Als er hörte, dass ich die nächsten Monate auf der benachbarten Station Nyangana zu Sprach- und Kulturstudien verbringen werde, lud er mich ein, ihn bald erneut von dort aus zu besuchen.

Für meine Ohren zum ersten Mal berichtete er von einer Vorbevölkerung der Shambyu, den *Tjaube*. Sie hätten in der Nähe der Station in speziellen Schmelzöfen, deren Reste man heute noch sehen könne, Eisen hergestellt. Diese wollte er mir bei meinem nächsten Be-

such zeigen. Ein gewisser Haushiku, der sich selbst als Abkömmling der Tjaube bezeichne, habe 1954 einem Lehrer der Station die Chronik seines Volkes in die Feder diktiert. Pater Hartmann versprach, mir diese Aufzeichnungen herauszusuchen und zur Einsicht und eigenen Verwertung zukommen zu lassen. Kurze Zeit später setzte er dieses Versprechen in die Tat um. Die *Tjaube-Chronik*, wie wir Fachleute sie nennen, wurde später zweimal publiziert, einmal von Maria Fisch unter dem Autorennamen von Pater Hartmann und noch einmal von mir selbst.<sup>5</sup>

Auf der Station gab es noch zwei Ordensleute. Einer davon, Pater Manfred Förg, war im selben Jahr geboren wie ich. Mit letzterem freundete ich mich auf der Stelle an. Irgendwie hatte ich beim gemeinsamen Abendbrot im Gespräch mit ihm das Gefühl, bereits in meinem Forschungsgebiet angekommen zu sein. Von ihm bekam ich auch den wichtigen Hinweis, dass sich bereits drei Jahre zuvor ein Doktorand der südafrikanischen Universität Stellenbosch namens Johannes Bosch acht Monate zu ethnologischen Studien bei den Shambyu aufgehalten habe.



P. Manfred Förg OMI

Schon bald nach meiner Ankunft in Nyangana habe ich diesen Herrn angeschrieben und ihn von meinen ähnlichen Forschungsplänen bei dem verwandten Volk der Gciriku unterrichtet. Obwohl er nach seiner Promotion an der Universität Stellenbosch im Jahr 1964 schon längst als Bankfachmann tätig war, hat er zu meiner großen Freude positiv auf meinen Brief reagiert und mir ein Exemplar seiner unveröffentlichten Dissertation zugeschickt.<sup>6</sup>

### *Ein ernster Zwischenfall*

Am nächsten Morgen schwatzten wir noch endlos lang mit Pater Hartmann über Themen seines wissenschaftlichen Interesses, bis

---

<sup>5</sup> Hartmann, Bernhard 1985/87; Möhlig, J.W.G. 2002.

<sup>6</sup> Bosch, J.L. 1964.

Köhler endlich das Signal zum Aufbruch gab. Er hatte am Abend zuvor unserem afrikanischen Fahrer Ismael den Auftrag gegeben, bis 10 Uhr unser Gepäck, das während der Nacht aus Furcht vor Räubern von jenseits des Flusses aus Angola in einem verschließbaren Schuppen der Mission untergebracht war, wieder auf die Fahrzeuge zu verladen. Als wir mit einiger Verspätung vor die Tür des Missionshauses traten, war jedoch nichts dergleichen geschehen. Unsere beiden Fahrzeuge standen noch so da, wie wir sie am Abend zuvor am Rande der Station abgestellt hatten. Das heißt, sie waren nicht beladen, wobei auch der Fahrer Ismael nirgendwo zu sehen war.

Der afrikanische Busch weiß stets über alles Bescheid. Und so wurde uns recht bald zugetragen, dass Ismael noch mit dem Hauptlehrer Alfons bei einem gemeinsamen Bier zusammensäße und in ein intensives Gespräch mit ihm vertieft sei. Köhler bekam bei dieser Nachricht augenblicklich einen lautstarken und völlig unkontrollierten Zornesansturm, so wie ich dies bei ihm bis dahin noch nie erlebt hatte. Er ließ dem Fahrer mit sich überschlagender Stimme mitteilen, er habe ihm auf der Stelle gekündigt.

Ismael eilte unter vielen Entschuldigungen sofort herbei. Der Hauptlehrer Alfons, ein ehrwürdiger älterer Herr, begleitete ihn und nahm sofort alle Schuld auf sich. Köhler ließ sich davon aber nicht beeindrucken. Wie ein kleiner Napoleon mit verschränkten Armen und grimmiger Miene baute er sich vor unseren Fahrzeugen auf und verweigerte jedwede Kommunikation mit den beiden Herren. Stattdessen erteilte er seinen Frauen und mir den Befehl, die beiden Wagen unverzüglich zu beladen. Das fiel uns nicht nur wegen des Gewichts der Lasten sehr schwer, sondern auch wegen unserer völligen Unwissenheit, wie die vielen Gepäckstücke im Inneren der Fahrzeuge fachgerecht zu verstauen seien.

Während wir uns mit zitternden Händen bemühten, die schweren Überseekisten und Seesäcke aus dem Schuppen der Mission herbeizuschleppen, rottete sich auf dem Vorplatz des Missionshauses allmählich eine riesige Menschenmenge zusammen. Sie rückte uns immer näher auf den Pelz und machte recht eindeutige Anstalten, uns tätlich anzugreifen. Ob Köhler in diesem Augenblick von Angst beschlichen wurde, weiß ich nicht. Er behielt jedenfalls seine Pose als kleiner Napoleon bei und

schaute die Menge nur grimmig an, während wir hinter ihm voller Angst in höchster Eile und gewiss ohne die gebotene Sorgfalt die beiden Wagen beluden.

Die drei weißen Missionare der Station hatten sich diskret in ihr Missionshaus zurückgezogen wohl erkennend, dass die Ursache, wenn nicht sogar die Schuld für diesen Aufstand eindeutig bei Köhler lag. Ganz gegenteilig verhielten sich jedoch die vier Missionsschwestern. Sie waren bei dem ersten Lärmen der Menge aus ihrem Haus herbeigeeilt und versuchten, die aufgebrauchten Menschen zu beschwichtigen und irgendwie mit Worten so lange auf Distanz zu halten, bis wir „Dienstverpflichteten“ endlich die Fahrzeuge notdürftig beladen hatten.

Napoleon Köhler hatte sich mit seiner im Zorn getroffenen Spontanreaktion, den Fahrer vor aller Öffentlichkeit fristlos zu entlassen, ein schweres, logistisches Problem eingehandelt. Wer sollte das zweite Fahrzeug von nun an steuern? Beim Anmieten dieses Fahrzeugs von der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Windhoek war von dieser ausdrücklich bedungen worden, dass nur ihr hauseigener Fahrer Ismael und nicht etwa Köhler oder ich, das angemietete Fahrzeug warten und fahren durfte.

Während wir die Wagen umständlich mehr schlecht als recht beluden, hatte er wohl darüber nachgedacht. Noch bevor der Fahrer Ismael den Schauplatz verlassen und in der Menge untertauchen konnte, macht er ihm mit lauter Stimme klar, dass seine Fahrdienste Teil der Wagennutzung seien. Daher sei er verpflichtet, den zweiten Wagen noch bis zur Missionsstation Andara am Eingang zum Caprivi-Streifen zu fahren. Sollte er dieser Vereinbarung zwischen Köhler und der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Windhoek nicht nachkommen, werde er ihn auf der Stelle polizeilich – die Polizeistation in Rundu lag ja nur etwa 40 Kilometer von Shambyu entfernt - verhaften lassen. Ismael, mit dem ich mich als Beifahrer auf der langen Reise von Windhoek an den Okavango angefreundet hatte, war sich wohl augenblicklich seiner ausweglosen Lage bewusst und stieg daher mürrisch, ohne ein Wort zu verlieren, zu mir in das zweite Fahrzeug und fuhr in Richtung Osten davon. Die Köhler-Familie folgte uns eilig, ohne sich noch vorher von den Missionaren verabschieden zu können.

Kaum hatten wir das weiträumige Gelände der Missionsstation Shambyu verlassen und wieder die sandige Piste von Rundu zum Caprivi-Streifen erreicht, rutschte ein Teil der Ladung von den Fahrzeugen. Pater Förg, der wohl etwas Ähnliches vorausgesehen hatte, war uns in Sichtweite gefolgt und half uns, diesmal etwas fachgerechter das Gepäck zu verstauen. Neben Köhler stand nun auch Ismael mit verschränkten Armen in Napoleon-Pose am Rande des Geschehens, während wir „Abhängige“, um Pater Förg verstärkt, die Fahrzeuge wieder fahrtüchtig zu machen versuchten.

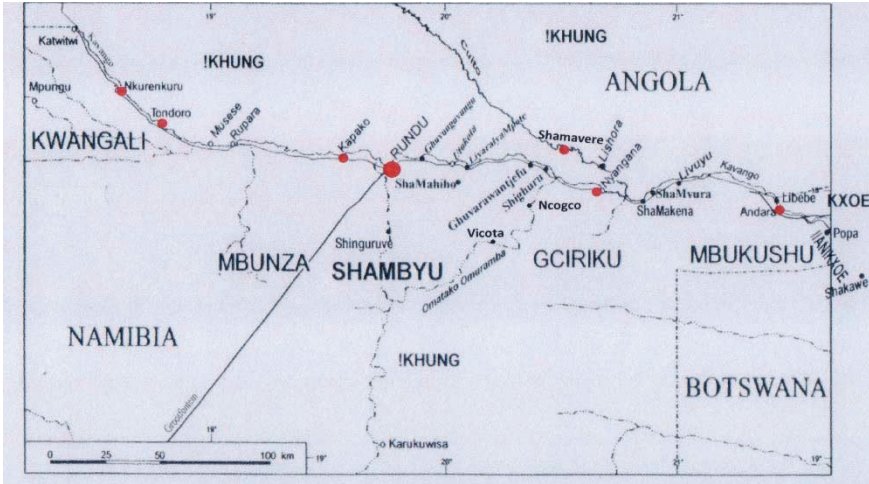
Ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir vier Stunden später im Schrittempo die Missionsstation Nyangana, meine Bleibe für die nächsten sieben Monate. Während der Fahrt auf der schwierigen Sandpiste wechselte Ismael kein einziges Wort mehr mit mir, obwohl wir eine Woche lang unter Missachtung aller Rassegesetze der Apartheidsregierung stets auf Augenhöhe freundschaftlich miteinander umgegangen waren. Er ließ sich auch durch meine Ansprache nicht mehr zu einem anderen Verhalten umstimmen, sondern blieb schweigsam und verschlossen, so als ob wir uns vorher noch nie gesehen hätten. Schade!

## **Land und Leute am Okavango**

Bevor man sich mit dem Hauptteil dieser Schrift befasst, dürfte es nützlich sein, vorab einige Informationen zur geographischen Lage des Gciriku-Wohngebiets, zu den natürlichen Gegebenheiten dieser Region und zur Gesellschaftsstruktur der Gciriku zu bekommen. Sie erleichtern vielleicht die Orientierung, wenn im weiteren Text unbekannt Namen und Begriffe auftauchen sollten.



## Geographische Lage des Forschungsgebiets



Das Wohngebiet des Gciriku-Volkes liegt im Tal des Okavango. Dieser breite Fluss entspringt im fernen Hochland von Zentral-Angola bei der Stadt Cubago. Von dort fließt er zunächst ungefähr 800 Kilometer in südliche Richtung. Kurz vor dem 18° Grad südlicher Breite, etwa in Höhe der Ortschaft Nkurenkuru, biegt er nach Osten ab und verläuft nunmehr auf etwa 250 Kilometern fast parallel zum 18. Breitengrad, bevor er bei Andara erneut nach Südosten fließt und schließlich in einem breit gefächerten Delta in der Kalahari-Wüste versickert. Sein mittlerer Verlauf zwischen Nkurenkuru und Andara bildet die internationale Grenze zwischen den ehemals deutschen und portugiesischen Kolonialgebieten, die heutzutage unter den Namen Namibia und Angola bekannt sind.

Während aus Richtung Angola mehrere wasserführende Flüsse, vor allem der Cuito, in den Mittellauf des Okavango einmünden, haben sich aus dem wüstenartigen Süden Namibias vier Trockenflussbetten tief in die Landschaft eingeschnitten. Bei Sturzregen im Landesinneren füllen sie sich in wenigen Minuten mit gewaltigen Wassermassen. Ihre Flutwellen können Menschen und Tiere, die sich zufällig in der Nähe ihrer Talsohle aufhalten, hinwegreißen und töten. Nach wenigen Stunden pflegen die Wassermassen schon wieder zu versiegen. Zurück bleiben wenige Tümpel und eine meist versumpfte Talsohle. Für den Autoverkehr entlang des Okavango-Tals bedeuteten diese Trockenflusstäler aus dem Süden





Flussbett des Okavango bei Nyangana

noch 1965 zeitraubende Hindernisse. Führten sie gerade Wasser, musste der Verkehr auf der Uferstraße solange unterbrochen werden, bis die Fluten aus dem Trockenfluss, *Omuramba* genannt, in den Okavango abgeflossen waren. Aber auch im trockenen Zustand bildeten die Trockenflüsse 1965 noch

zeitraubende Verkehrshindernisse. Mühselig musste man das eine Steilufer von teilweise über 10 Metern Höhe hinabgleiten und nach der Durchquerung des oft leicht sumpfigen Talgrundes das andere Ufer wieder emporklimmen. Ohne Vierradantrieb und erfahrene Fahrer ließ sich eine solche Operation kaum bewältigen.

Aufgrund des Wassermangels auf dem Südufer der Okavango-Region siedelten die Menschen 1965 nur in Sichtweite des Flusses. Dieser versorgte sie zuverlässig das gesamte Jahr über mit Trink- und Brauchwasser. Auch die Missionsstationen im Okavango-Tal bezogen damals noch ihr Wasser aus dem Fluss, weswegen sie auch alle auf dem Flussufer lagen. Weithin sichtbare Windräder trieben gewaltige Pumpen an und füllten mehrere große Wasserbecken, um den täglichen Wasserbedarf der Missionsstationen zu decken. Die Speicherung des Wassers in mehreren Becken war notwendig, weil der Wind nicht beständig wehte oder oft tagelang zu schwach war, um die Pumpen anzutreiben.

Schon Ende 1965 hatte die Mandatsregierung von Südwestafrika damit begonnen, in der Wüstenregion südlich des Okavango Tiefbrunnen zu bohren. Zum einen sollten diese Gebiete als Siedlungsland erschlossen werden, zum anderen ging es wohl auch darum, die größeren Ansiedlungen in Flussnähe von den Zufällen des Windes unabhängig zu machen.

1965 wohnten die Gciriku noch auf beiden Ufern des Flusses. In ihrem Alltagsleben spielte die Grenze zwischen Namibia und Angola praktisch keine Rolle. Häufig lagen die Wohnplätze auf der

einen Seite des Flusses, die Felder und Weideflächen jedoch auf der anderen Seite.

Die unterschiedlichen Kolonialsysteme beider Siedlungsräume hatten immerhin schon dazu geführt, dass 1924 beim Tod von Hompa Nyangana, Namensgeber der Missionsstation im Gciriku-Gebiet, zwei Nachfolger gewählt wurden, einer für das angolansische und ein anderer für das namibische Gebiet.

Noch aus deutscher Kolonialzeit ist historisch belegt<sup>7</sup>, dass die Okavango-Könige die unterschiedlichen Machtverhältnisse nördlich und südlich des Flussverlaufs für ihre eigenen Machtspiele sehr wohl zu nutzen wussten. Wenn sie mit einer der beiden Kolonialmächte in Konflikt gerieten, entzogen sie sich einer militärischen oder polizeilichen Verfolgung dadurch, dass sie einfach den Fluss überquerten und von der anderen Seite aus gegen die Kolonialtruppen vom anderen Ufer her operierten.

Bei meinem ersten Aufenthalt am Okavango lebte das Volk wie in vorkolonialen Zeiten größtenteils noch vom Fischfang mit Korbreusen und Netzen, den Erträgen kleiner Gärten am Flussufer und von Kräutern und Früchten der artenreichen Ufervegetation.



Fischfang mit Reusen

Einige „fortschrittliche“

Gciriku hielten bereits damals schon eine bescheidene Anzahl von Rindern und bauten auf größeren Feldern Hirse an. Da das Okavango-Tal im Verbreitungsgebiet der Tsetsefliege liegt, die auf Pferde und Rinder die tödliche Nagana-Seuche überträgt, war die Haltung von Großvieh daher nicht ohne vorbeugende Dauerbehandlung möglich. Erst seit 1910 mit der Gründung der ersten katholischen Missionsstationen am Okavango, die für ihre eigene Versorgung ebenfalls Ackerbau und Viehzucht betrieben, konnten sich moderne Wirtschaftsformen allmählich auch bei der einheimischen Bevölkerung durchsetzen. Bei dem sandigen Untergrund

---

<sup>7</sup> Andreas E. Eckl in: W.J.G. Möhlig (Hrsg.) 2000, 31-76. Köln: Köppe.

wurden 1965 die Transporte von Erntegut typischerweise noch mit riesigen Schlitten und Zugochsen durchgeführt.



Ochsengepann mit Lastschlitten

1965 hatte die Zentralregierung an ausgewählten Stellen auf dem Flussufer mehrere, von Weißen geführte Musterfarmen gegründet, wo sie moderne Methoden verschiedener Plantagenpflanzen erprobten.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde von der männlichen Bevölkerung

noch eine intensive Jagdtätigkeit ausgeübt. Aufgrund von restriktiven Vorschriften der südafrikanischen Mandatsregierung hinsichtlich des Besitzes von Feuerwaffen und offizieller Beschränkungen jagdbarer Tiere spielte die Jagd 1965 bei den Gciriku trotz des Wildreichtums in der Gegend keine wirtschaftliche Rolle mehr.

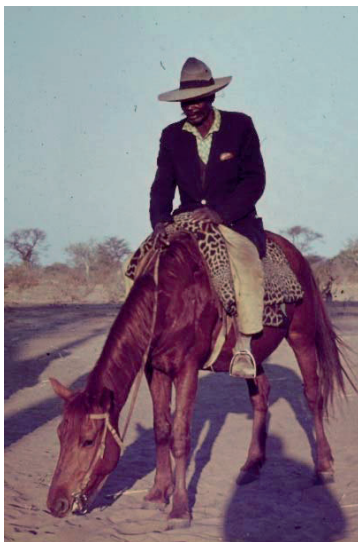
## Herkömmliche Herrschaftsform

Die Okavango-Völker wurden 1965 noch von einem König oder einer Königin, *Hompa* genannt, geführt. Er oder sie wurde vor dem Amtsantritt in einer wochenlangen Diskussion vom ganzen Volk aus mehreren Kandidaten einer bestimmten weiblichen Abstammungslinie, der königlichen Sippe, ausgewählt und anschließend feierlich inthronisiert. In meiner Zeit wurde das Gciriku-Volk von Hompa Shashipapo regiert. Die einheimischen Herrscher werden in ihren Herrschaftsgebieten als die Eigentümer allen Landes angesehen. Dessen Fruchtbarkeit hängt eng mit ihrer Person zusammen. Wer sich 1965 im Herrschaftsbereich eines bestimmten Hompa niederlassen wollte, benötigte dessen ausdrückliche Erlaubnis und eine konkrete Landzuweisung. In der gesamten Region herrschte damals noch der Glaube vor, das Blut der königlichen Sippe sei heilig. Wenn es durch die Gewalt anderer Menschen auf die Erde floss, folgte daraus deren Unfruchtbarkeit. Dieser Glaube verlieh den Mitgliedern der Königssippe einen gewissen Schutz vor der Rache oder vor Attentaten missgünstiger Untertanen. Wie ich erleben konnte, besaß Hompa Shashipapo bei den Gciriku ein

hohes Ansehen, aber dennoch betrat er gewisse Gebiete, wie beispielsweise den Omatako Omuramba, nur in Begleitung und wohl auch im Schutz der Missionare.

Da es in den Ohren der Einheimischen als unangemessen gilt, wenn wir Europäer den Hompa einfach als „Chief“ oder „Häuptling“ bezeichnen oder gar so anreden, hatte ich mir auf Anraten der Missionare von Anfang an zur Regel gemacht, das Oberhaupt der Gciriku stets mit dem einheimischen Titel *Hompa* anzusprechen und bei direkter Ansprache als Höflichkeitsform die zweite Person Plural *Anué* „Ihr“ zu benutzen.

Trotz meiner sprachlichen Reverenz gegenüber dem Hompa bei der Anrede entstand fast bis zum Schluss meines Aufenthalts jedes Mal zwischen uns eine Verwirrung, wenn es darum ging, mit dem Hompa gleichzeitig einen Raum zu verlassen oder zu betreten. Das lag daran, dass ich lange Zeit nicht begriff, dass bei den Gciriku der Rangniedere stets vorausgeht. In unseren westlichen Gesellschaften räumen wir ganz selbstverständlich einer Dame oder einer Person höheren Ranges den Vortritt ein. Dieses Verhalten hatte ich, ohne lange darüber nachzudenken, auch für die Gciriku-Gesellschaft vorausgesetzt. Wann immer mich also der



Hompa Shashipapo

Hompa durch eine Geste aufforderte, ihm voranzugehen, zierte ich mich, so dass in solchen Situationen stets eine kurze Verwirrung um den Vortritt entstand. Anfangs glaubte ich, dass der Hompa aus Höflichkeit mir, dem Weißen oder Wissenschaftler gegenüber, den Vortritt einräumen wollte. Erst sehr viel später, als ich mich mit den Rechtsbräuchen der Gciriku näher befasste, lernte ich zufällig die wahre Regel des Vortritts kennen. Wenn nämlich Zwillinge geboren werden und irgendwann einmal die Frage auftaucht, wer von beiden der Ältere sei, steht für die Gciriku außer Frage, dass die Seniorität dem zweitgeborenen Zwilling zukommt. Er hat nämlich dem Erstgeborenen als dem „Jüngeren“ schon im Mutterleib befohlen: „Du gehst mir als der Jüngere voraus!“ Was habe ich

durch diesen Rechtsgrundsatz am Ende doch noch gelernt? Der Hompa hat mir nicht etwa aus Höflichkeit den Vortritt einräumen wollen, sondern weil er sich selbst im Vergleich zu mir als der Ältere ansah, was vom Altersabstand her ja auch eindeutig den Tatsachen entsprach.

Die Königlichen bezeichneten die Angehörigen anderer Sippen als *vhapika*, wörtlich „Sklaven“, was aber nur so viel besagt, dass sie den Anweisungen der Königlichen, insbesondere den Anweisungen des Hompa in ihrem jeweiligen Herrschaftsgebiet unbedingt Folge leisten mussten und keinerlei politische Rechte besaßen. Wie die Überlieferung zeigt, konnten die *vhapika* sich diesem Zwang jederzeit entziehen, indem sie ihren Wohnsitz in den Herrschaftsbereich eines anderen Hompa verlegten.

Insgesamt gibt es entlang des Okavango auf namibischem Territorium fünf Häuptlingsschaften. Diese sind von West nach Ost: Kwangali, Mbunya, Shambyu, Gciriku und Mbukushu.

## **Familienstruktur**

Die Bantuvölker am Okavango, so auch die Gciriku, sind ihrer Tradition nach matrilinear. Das heißt, sie organisieren ihre verwandtschaftlichen Beziehungen über die Abstammungslinien ihrer Mütter. Das hatte noch 1965 zur Folge, dass die wichtigste Person aus der Sicht eines Individuums, männlich wie weiblich, der älteste Bruder der Mutter war. Dessen Zustimmung war nach dem Gewohnheitsrecht für alle wichtigen Lebensentscheidungen wie Heirat, Schulbesuch, Eingehen von Verträgen erforderlich. Somit standen damals noch die Neffen und Nichten nach traditionellem Recht ihrem Mutterbruder näher als seine eigenen Kinder. Beim Ableben des Mutterbruders waren somit seine Neffen und Nichten auch seine Erben, während die eigenen Kinder der Sippe ihrer jeweils eigenen Mutterlinien zugerechnet wurden.

Der Überlieferung nach wohnten um 1900 noch alle Okavango-Völker mehr oder weniger im königlichen Dorf beieinander. Man schätzt, dass ein solches Dorf zwischen 500 und 1.000 Einwohnern hatte. Das Wohnen im selben Dorf bedingte, dass sich die Sippenangehörigen täglich sahen und daher untereinander enge emotionale Bindungen aufbauen konnten. 1965 siedelten die Gciriku Südwestafrikas inzwischen in vielen einzelnen Weilern und Dörfern

über ein Gebiet von etwa 160 km<sup>2</sup> verstreut. Da sich direkte Familienmitglieder natürlicherweise emotional viel näherstehen, hatte ich schon 1965 den Eindruck, dass das traditionelle Prinzip der matrilinearen Abstammung nicht mehr überall strikt befolgt wurde.

Zusätzlich galt 1965 noch allgemein das Prinzip der Kreuzcousinen- bzw. Kreuzvettern-Heirat. Dies besagt, dass die leiblichen Töchter und Söhne des Mutterbruders jeweils die bevorzugten Heiratskandidaten seiner gegengeschlechtlichen Neffen und Nichten sind. Diese Regel wurde immer schon durchbrochen, wenn nicht genügend heiratsfähige Töchter und Söhne auf der einen Seite heiratsfähigen Neffen und Nichten auf der anderen Seite gegenüberstanden. Unabhängig davon bestimmte 1965 in allen Fällen aber immer noch die Elterngeneration, wer die Ehepartner ihrer Kinder sein sollten.

Dreißig Jahre später bei meiner zweiten Forschungsphase hatte sich die matrilineare Heiratsordnung wohl infolge des massiven Zuzugs von Flüchtlingen aus Angola zugunsten einer patrilinearen Ordnung aufgelöst, zumal auch das staatliche Recht seit jeher auf diesem Prinzip aufgebaut war.



## Endlich am Ziel der Reise

### Empfang durch Pater Matthias Baetsen OMI

Am frühen Nachmittag des 14. Mai 1965 fuhren unsere zwei Geländefahrzeuge nach einer Anreisezeit von insgesamt 36 Tagen endlich durch die Tore der katholischen Missionsstation Nyangana. Das erste Fahrzeug lenkte Köhler, begleitet von seiner Frau Ruth und seiner Tochter Sabine. Im zweiten Wagen saß ich mit dem afrikanischen Fahrer Ismael.

Bei der Ankunft in Nyangana warf Ismael sofort nach dem Anhalten alle meine Kisten und Koffer mehr oder minder ungeordnet von der Ladefläche hinunter, so dass sie kreuz und quer in den sandigen Untergrund purzelten und zum Teil schief darin steckenblieben. – Immerhin zwang er mich nicht, das schwere Expeditionsgepäck selbst abzuladen. – Danach



Pater Matthias Baetsen mit dem Verfasser

startete er umgehend sein Fahrzeug und verließ grußlos die Missionsstation in Richtung Andara. Eine riesige Staubwolke machte ihn schnell für die Nachschauenden unsichtbar.

Der Leiter der Missionsstation, Pater Matthias Baetsen, war zu unserem Empfang auf dem zentralen Platz hinter der Kirche erschienen. Das laute Ächzen und Mahlen der Motoren, verursacht durch den tiefen Sand auf der Piste und unser Schritttempo, hatten ihm schon fast eine halbe Stunde vor unserem Eintreffen das Nahen von Geländefahrzeugen angezeigt.

Pater Baetsen war ein blonder, mittelgroßer Mann in den Endvierzigern, den man sich auch gut auf einem Traktor oder als Fahrer eines Lieferwagens vorstellen konnte. Dass er vor allem Priester und sogar Mönch war, wäre einem bei seinem Anblick so schnell nicht in den Sinn gekommen.

Er mag nicht schlecht gestaunt haben, als ich ihm mit Sack und Pack so ungeordnet vor die Füße gekippt wurde. Köhler, der die Wagenkolonne angeführt hatte, begrüßte ihn dazu obendrein auch noch so förmlich wie einen Fremden, obwohl er ihn bei früheren Gelegenheiten schon gesehen und gesprochen hatte. Seine Damen stiegen erst gar nicht aus und blieben grußlos im Wagen sitzen. Unter Hinweis auf die lange Wegstrecke, die er bei der bereits fortgeschrittenen Tageszeit bis Andara noch zu bewältigen habe, lehnte Köhler auch die Einladung von Pater Baetsen zu einer Tasse Kaffee im Paterhaus kategorisch ab. Er verabschiedete sich stattdessen von ihm und mir äußerst frostig und fuhr eilig hinter Ismael her.

Pater Baetsen war von dem, was er gerade erlebt hatte, deutlich verunsichert und wusste offenbar nicht so recht, wie er sich mir gegenüber verhalten sollte. In seiner Verlegenheit führte er mich erst einmal zu meinem zukünftigen Arbeits- und Schlafzimmer. Die eigens für mich erbaute Klausur befand sich als Anbau hinter dem Haus der Missionsschwestern mit freiem Blick auf das westliche Okavango-Tal.

Aus Neugier hatten sich auf dem Platz hinter der Kirche einige Schüler der Missionsschule eingefunden. Da sie nun einmal zur Hand waren, forderte Pater Baetsen sie auf, mir beim Aufsammeln und Hineintragen des umfänglichen und teilweise schweren Gepäcks zu helfen. Beflissen folgten sie seiner Aufforderung. Immerhin war er so freundlich, den Vorgang persönlich zu überwachen und am Ende selbst noch mit Hand anzulegen.

Als in Köln ausgebildeter Dialektologe hatte ich bereits bei seinen ersten Worten bemerkt, dass er seinem starken Akzent nach aus dem Süden der Niederlande, genauer gesagt aus der katholischen Provinz Limburg, stammen musste. Da ich selbst fließend Niederländisch spreche, konnte ich ihn noch beim Hineintragen des Gepäcks in seiner Heimatsprache anreden. Augenblicklich war sein anfängliches Fremdeln verflogen und schlug in freudige Überraschung um. Nachdem das Gepäck in meiner zukünftigen Bleibe behelfsmäßig verstaut war, lud er mich zu einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen in den Speiseraum des Paterhauses ein, mit dem ausdrücklichen Wunsch, mich und meine Forschungspläne näher kennen zu lernen. Dabei wurde schnell klar, dass wir uns gegenseitig sympathisch fanden und schnell eine gemeinsame Tonart in unseren Gesprächen gefunden hatten.

Nach dem Kaffee führte er mich noch lange Zeit auf der ausgedehnten Missionsstation Nyangana herum. Währenddessen erzählte er mir treuherzig, dass die männlichen Mitglieder der Station vor meiner Ankunft gemeinsam beraten hätten, ob ich als Protestant meine Mahlzeiten mit ihnen zusammen im Speiseraum des Paterhauses oder doch lieber gesondert einnehmen sollte. Auch ohne mich zu kennen, sei er aber von Anfang an der Meinung gewesen, dass man einen Dauergast wie mich nicht monatelang in der Isolation abspeisen könne. Jetzt, wo er mich kennen gelernt habe, sei er froh, sich damals gegenüber seinen Mitbrüdern durchgesetzt zu haben. Als Leiter der Missionsstation lade er mich daher ausdrücklich als Gast in ihre Gemeinschaft ein.

Er wurde noch ein paar Grade euphorischer, als ich ihm versicherte, ich sei praktizierender Lutheraner und würde gern an den Gottesdiensten und den wichtigsten Andachten der Station teilnehmen. Damit war der Unterschied in den Konfessionen gleich am Anfang unserer Begegnung ganz im Geist der Ökumene des noch laufenden Zweiten Vatikanischen Konzils in Rom geklärt. Zugleich war es der Beginn einer vertrauensvollen Freundschaft zwischen uns beiden, die bis zum Lebensende von Pater Baetsen Ende der neunziger Jahre andauern sollte.

## **Inbesitznahme meiner neuen Wohnung**



Blick aus meiner Klause nach Westen bei Sonnenuntergang

Meine Wohnung lag auf dem erhöhten Uferbereich des Okavango, der zweifellos das landschaftlich beherrschende Element im gesamten Wohngebiet der Gciriku ist. Bei normalem Wasserstand ist der Fluss etwa so breit wie der Rhein bei Köln. Er ist überaus fischreich, dient aber auch großen Populationen von Krokodilen und Flusspferden als Lebensraum. Die Fluss-

mitte bildet die internationale Grenze zwischen den ehemaligen Kolonialgebieten von Deutsch-Südwestafrika und dem portugiesischen Angola.

Vom Kwangali-Gebiet im Westen bis zum Wohngebiet der Mbukushu im Osten fließt der Okavango über 200 km nahezu waagrecht am 18. südlichen Breitengrad entlang. Im Gciriku-Gebiet kann man daher bei Vollmond beobachten, wie der Sonnenball im Westen in den Fluten des Okavango versinkt, während gleichzeitig im Osten der Mond aus seinen Fluten emporsteigt. Der Fluss bildet zugleich die Grenze zum bewaldeten Vorland der Kalahari-Wüste. Der Untergrund besteht daher zu seinen beiden Seiten aus tiefem, lockeren Sand, der beim Laufen ein Gefühl vermittelt, als wate man durch hohen Pulverschnee. Trotz der Randlage an der Kalahari-Wüste und der damit verbundenen Regenlosigkeit in den Monaten März bis November, sind Flora und Fauna überaus artenreich ausgestattet. 1965 traf ich insbesondere bei gelegentlichen Nachtlagern im Busch noch massenhaft Elefanten und Flusspferde an. Ab und zu begegneten mir auch Löwen im Rudel und einsam umherschweifende Leoparden. Der Fluss war bis in die siebziger Jahre hinein die Lebensader für Mensch und Tier. Die einheimische Bevölkerung hing ebenso wie die Missionsstationen bei der Wasserversorgung vom Okavango ab. Er diente der Bewässerung der flussnahen Gärten und Felder und war mit seinem großen Fischreichtum ein wesentlicher Ernährer seiner Anrainer.

Meine Bleibe für die nächsten Monate verfügte über einen separaten Eingang. Elektrisches Licht, ein kleiner Waschtisch mit Wasserhahn und ein Arbeitstisch mit zwei Stühlen bildeten die Ausrüstung. Da ich im Vorhinein keine Ahnung hatte, welche wissenschaftlichen Probleme bei der Bearbeitung der Gciriku-Sprache auf mich zukommen würden, hatte ich eine Arbeitsbibliothek von etwa einhundert Fachbüchern in meinem Reisegepäck dabei. Zu deren sachgerechter Aufstellung wurde sogleich auf Geheiß von Pater Baetsen noch ein stabiles Bücherregal im Raum angebracht. Außerdem besaß ich zwei tragbare Tonbandgeräte mit einer Fülle noch leerer Tonbänder und einen Radioempfänger, der insbesondere für den Kurzwellenbereich ausgerüstet war. Von der persönlichen Ausrüstung mit Winter- und Sommerkleidung ganz zu schweigen. Meine Expeditionskisten und Metallkoffer hatten gut ein ganzes Geländefahrzeug gefüllt. Alles fand nun seinen geordneten Platz in meiner neuen Behausung, ohne die Bewegungsfreiheit nennenswert einzuschränken.

Die in Grootfontein angeschaffte *Pressure Lamp* erwies sich trotz des elektrischen Stroms, den die Station mit Hilfe von zwei Diesel-

Generatoren bis zehn Uhr abends erzeugte, als nur bedingt nützlich. Sie neigte dazu, in Flammen aufzugehen, so dass ich sie tatsächlich einmal mit Wasser löschen musste, um einem Zimmerbrand zuvorzukommen. In den ersten Monaten pflegte ich noch bis Mitternacht oder länger zu arbeiten. Wenn abends um zehn Uhr auf der Station die Stromgeneratoren abgeschaltet wurden, war ich daher gezwungen, beim Schein der *Pressure Lamp* weiterzuarbeiten. Als dies meinen Gastgebern mehr oder weniger zufällig auffiel, installierten sie unmittelbar über meinem Arbeitsplatz eine Lampe, die mit einer Autobatterie betrieben wurde. Auf diese Weise wurde ich unabhängig sowohl vom Rhythmus der Stromgeneratoren als auch den Tücken meiner *Pressure Lamp*.

Die Lichtschalter in den Gebäuden der Station wurden übrigens so gut wie niemals betätigt. Wenn während der Nacht aufgrund eines Notfalls im Hospital elektrischer Strom benötigt wurde, warfen die Schwestern vom Krankenhaus die Generatoren wieder an. Dadurch wurde die gesamte Station wie ein Hochseedampfer zur Nachtzeit plötzlich in gleißendes Licht gehüllt. Am nächsten Morgen war dann ein jeder natürlich neugierig zu erfahren, was der Grund für die nächtliche Beleuchtung gewesen sei.

Auf diese Weise trugen die besonderen Strom- und Lichtverhältnisse erheblich zur Kommunikation der Stationsmitglieder untereinander bei, denn ansonsten gab es auf der Station drei Gemeinschaften, nämlich die Hospitalschwestern, die Missionsschwestern und die Missionare, die in ihren eigenen Häusern wohnten und ihre Mahlzeiten gesondert einnahmen.

## **Die Bewohner der Missionsstation**

1965 lebten auf der Missionsstation Nyangana permanent zwei Priester, Pater Matthias Baetsen OMI und Pater Heinrich Duttmann OMI sowie zwei Laienbrüder namens Anhut und Schädel. Ihnen zugeordnet war der Praktikant Paul van Dyk. Außerdem waren fünf weiße Schwestern vom Orden des Hl. Benedikt auf der Station tätig, die Oberin und zugleich Aufseherin des Mädchenhospizes, Schwester Baptista, die Schulleiterin Schwester Rhabana, die für Garten und Vieh zuständige Schwester Gerolda, die Küchenschwester Rosalie und die im Ruhestand lebende Schwester Irmina. Sie bildeten mit den zwei Priestern und Brüdern die eigentliche

Kernmannschaft der Missionsstation. Ihnen auf Zeit zugeordnet waren zwei afrikanische Schwestern: Sr. Maria und Sr. Rebecca.

Am Rande der Station lag etwas abseits von den übrigen Gebäuden das Krankenhaus. Es wurde von fünf Tutzinger Benediktinerinnen versorgt und stand unter Leitung der ordensfreien Ärztin, Dr. Maria Fisch.

Außer mir gab es noch einen weiteren Dauergast auf der Station, den Maurermeister Tomring aus Otjiwarongo. Er war in den ersten Wochen meines Aufenthalts damit befasst, ein Haus für die Gruppe



P. Heinrich Duttmann OMI

einheimischer Ordensschwester zu bauen, die man nach einem Plan der Weltkirche in Rom zunehmend in die Missionsarbeit einführen wollte. Wegen der Apartheidsgesetze des Landes durften sie damals noch nicht in den Häusern der weißen Schwestern mit untergebracht werden. Später widmete sich Meister Tomring der Erweiterung des Paterhauses. In Vorbereitung auf eine geplante Priesterweihe Ende Juli sollten zusätzliche Gästezimmer und die Einrichtung moderner Duschen und Toiletten vorgenommen werden.



Dr. Maria Fisch

Die zahlreichen einheimischen Lehrer und Katecheten, deren genaue Zahl ich niemals ergründet habe, da sie zum Teil auf Außenschulen unterrichteten und somit auch bei ihren eigenen Familien außerhalb der Station wohnten, hatten alle ihre Ausbildung auf der katholischen Fach-

hochschule in Döbra, etwa 90 km nördlich von Windhoek, erhalten. Im Unterricht und im Gespräch mit den Angehörigen der Mission sprachen sie meistens Afrikaans. In den einheimischen Schulen wurden auch die Kinder systematisch an Afrikaans als Arbeitssprache herangeführt. — Woher konnte Köhler nur den Eindruck



gewonnen haben, es werde in Nyangana vor allem Englisch gesprochen?

Wie ich erst allmählich herausfand, hatte Köhler der Missionsstation Nyangana bei früheren Buschmann-Expeditionen immer nur kurze Besuche abgestattet, ohne dort länger zu verweilen. Zwei Jahre zuvor hatte er dann Pater Baetsen bei einer seiner Stippvisiten ganz überraschend verkündet, er werde bei seiner nächsten Buschmann-Expedition einen seiner Schüler von der Universität Köln mitbringen. Dieser sollte sich in Nyangana mehrere Monate lang dem Studium der Gciriku-Sprache widmen. Allerdings sei dessen Arbeitssprache leider nur Englisch.

Obwohl es seit 1963 keine weiteren Kontakte zwischen Köhler und der Missionsstation Nyangana mehr gab, hatte man seiner Ankündigung blind vertraut und sich dort in der Zwischenzeit intensiv auf meinen Forschungsaufenthalt vorbereitet. So hatte man das Schwesternhaus auf seiner fensterlosen Westseite mit einem geräumigen Anbau zum Wohnen und Arbeiten versehen. Offenbar erforderte diese bauliche Maßnahme jedoch nicht so große Anstrengungen wie die Suche nach englischsprachigen Mitarbeitern für den zu erwartenden Wissenschaftler aus Deutschland. Pater Baetsen zeigte sich daher bei unseren ersten Kontakten recht stolz, dass es ihm gelungen war, gleich zwei englischsprachige Mitarbeiter für mein Projekt zu finden.

### **Meine Mitarbeiter Aloys Mberema und Leonard Hamutenya**



Aloys Mberema

Einer meiner beiden Mitarbeiter, der etwa siebzigjährige Aloys Mberema, gehörte noch zur Generation der ersten einheimischen Lehrer am Okavango aus den dreißiger Jahren. Damals bildete man den Lehrernachwuchs in der Akademie von Döbra in der Tat noch auf Englisch aus. Herr Mberema lebte schon viele Jahre im Ruhestand, konnte sich aber immer noch leidlich auf Englisch verständigen.

Der jüngere Gehilfe, Leonard Hamutenya, 25 Jahre alt, sprach nur deswegen so gut Englisch, weil er als bisher einziger aus dem Gciriku-Gebiet aufgrund seiner überragenden Intelligenz ein Abitur in Windhoek abgelegt hatte. Noch bevor ich ihn überhaupt gesehen hatte, klärte mich Pater Baetsen freimütig darüber auf, dass Leonard nach dem Abitur akut an Schizophrenie erkrankt sei, so dass man ihn im Schuldienst oder in der Missionsverwaltung nicht habe beschäftigen können. Er werde von Dr. Fisch derzeit mit entsprechenden Medikamenten behandelt. Augenscheinlich sei die Therapie erfolgreich. Pater Baetsen drückte daher seine Freude darüber aus, dass ich dem armen Menschen nicht nur Arbeit und Brot verschaffe, sondern vielleicht sogar eine neue Lebensperspektive vermitteln könne.



Leonard Hamutenya

Ein alter Mann, der seit Jahren im Ruhestand vor sich hin rostet, und ein junger Mann, der aufgrund einer Geisteskrankheit noch nie einen Beruf ausgeübt hat?? Die Aussichten erschienen mir zunächst nicht allzu rosig.

Als ich mit Pater Baetsen die Höhe einer angemessenen Entlohnung für die beiden zukünftigen Mitarbeiter besprach, wurde die nächste Fehlinformation meines „landeskundlich erfahrenen“ Lehrers offenbar. Es war unter der einheimischen Bevölkerung der Region seit Jahrzehnten durchaus üblich, Dienstleistungen oder Waren mit Geld zu vergüten und keineswegs nur mit Tabak oder anderen Naturalien. Anders verhielt es sich auch nicht mit kleinen Dienstleistungen oder Gefälligkeiten, für die man sich in unserem Kulturkreis mit einem Trinkgeld oder einem kleinen Geschenk bedanken würde.

Der Gipfel der Fehlinformationen betraf jedoch meinen eigenen Unterhalt. Köhler hatte mich bei unserer Durchreise durch Grootfontein unter Druck gesetzt, meine Bargeldvorräte auf ein Bankkonto bei der Barclays Bank einzuzahlen, um die Mission in Nyangana für meinen Unterhalt und sonstige Ausgaben mit Bankschecks bezahlen zu können. Wie mir Pater Baetsen gleich in der ersten Stunde meines Aufenthalts erklärte, unterhielt keine der

Missionsstationen in Südwestafrika eigene Bankkonten bei irgendeiner Bank, weil sie alle ihre Einnahmen und Ausgaben direkt mit der Missionszentrale in Windhoek abrechneten. Zu diesem Finanzverbund gehöre übrigens auch die Missionsstation Andara, welche Köhler als Nachschubbasis regelmäßig für seine eigene Versorgung in Anspruch nahm.

Letzten Endes machte es aber kaum etwas aus, dass ich über keine nennenswerten Barmittel verfügte. Ich kam mit Pater Baetsen dahingehend überein, dass mir die Missionsstation Nyangana für meine Rundumversorgung täglich zwei Rand = DM 11,20 berechnen würde. Am Ende der Reise sollte ich dann den aufgelaufenen Gesamtbetrag direkt bei der Missionszentrale in Windhoek begleichen. Ähnlich würden wir auch mit dem Lohn für die Informanten verfahren. Die Stationskasse in Nyangana würde mir die erforderlichen Barmittel im Voraus zur Verfügung stellen. Die Verrechnung sollte dann ebenfalls mit der Zentrale in Windhoek erfolgen. Das war eine sehr noble Lösung, mit der ich gut würde leben können.

Aber es kam noch besser. Als ich Pater Baetsen später am Tag von meinem beeindruckenden Besuch beim Bischof in Windhoek berichtete, meinte er, es bestünde für ihn überhaupt kein Zweifel, dass mich der Bischof bereits bei unserer ersten Begegnung im Bischofshaus als Gast der katholischen Kirche von ganz Südwest willkommen geheißener habe. Damit sei ich selbstverständlich auch Gast der Missionsstation Nyangana und brauche mir um meinen persönlichen Lebensunterhalt nun wirklich keine weiteren Sorgen mehr machen.

Soviel Großzügigkeit im Voraus konnte mich nur beschämen. Die Alternative wäre in der Tat gewesen, das ganze Forschungsprojekt abzubrechen und unverzüglich die Heimreise anzutreten. Viel Zeit zum Grübeln blieb mir allerdings nicht. Noch ehe ich eine Nacht auf der Missionsstation geschlafen hatte, begann bereits meine Eingewöhnung in das Alltagsleben der Missionsstation mit einem lauten Paukenwirbel, der mich auf das Ausmaß und den Charakter meiner zukünftigen Tätigkeit gut einstimmte.

## **Ein Mensch verwandelt sich in ein Flusspferd**

Während ich noch mit dem Einrichten meiner neuen Bleibe für die nächsten sieben Monate beschäftigt war, kam eine Botin vom Missionshospital zu mir. Dr. Fisch, der ich bis dahin noch gar nicht begegnet war, ließ mich bitten, schnellstens zu ihr ins Hospital zu kommen. Sie wolle mir einen Patienten vorstellen, der gerade im Begriff sei, sich in ein Flusspferd zu verwandeln.

Es ging mir nur ganz kurz durch den Kopf, dass ein solcher Fall ja eigentlich nichts mit Relativsätzen oder mit dem Gebrauch des Konjunktivs im Gciriku zu tun habe, andererseits aber thematisch ja durchaus zu den Bereichen Kultur und Gesellschaft gehöre. Da deren Erforschung schließlich auch unter meine weiteren Forschungsaufgaben fiel, folgte ich meiner Neugier, ließ alles stehen und liegen und eilte auf der Stelle ins Hospital zu der mir bis dahin noch unbekanntem Missionsärztin.

Dr. Maria Fisch, genau zehn Jahre älter als ich, erwartete mich schon ungeduldig am Eingang des Hospitals. Als sei ich ein Mediziner, erklärte sie mir nach kurzer Begrüßung, dass einem ihrer Patienten aus Angola vor einer Woche bei einem Familienstreit ein Speer von hinten in die Bauchhöhle gerammt worden sei. Den Speer hatte zwar der lokale Mediziner schon entfernt, er hatte jedoch nicht verhindern können, dass der Darm durch die Stichwunde nach außen trat. Um das Leben des Verletzten vielleicht doch noch zu retten, entschloss man sich daher zu dem beschwerlichen Transport in das Hospital von Nyangana. Als man mit dem Patienten nach einwöchiger Reise aus dem Landesinneren von Angola endlich in Nyangana eintraf, war der Darm bereits brandig geworden. Die Doktorin, an solche Krankheitsbilder gewöhnt, desinfizierte sorgfältig die Wunde, verstaute den Darm wieder in der Bauchhöhle und nähte die Öffnung einfach zu. Aufgrund früherer Erfahrungen war sie zuversichtlich, der Patient werde wieder gesund.

Als sich sein Gesundheitszustand wider Erwarten doch verschlechterte, musste Pater Baetsen mit Weihwasser anrücken und dem Totenkandidaten die letzte Ölung verabreichen. In den Tagen darauf genas der Patient zusehends. Schließlich konnte er sogar schon wieder aufstehen und umherlaufen.

Eines Morgens blieb er jedoch im Bett liegen und klagte darüber, in der Nacht seien zwei junge Angolaner in seinen Raum getreten und hätten ihn verflucht, sich in ein Flusspferd zu verwandeln. Trotz intensiven Zuredens ließ er sich von der Überzeugung, dass seine Wahrnehmung von der Nacht echt sei, nicht abbringen. Und so verwandelte er sich im Laufe des Tages tatsächlich immer mehr in ein Flusspferd. Er plätscherte in einem imaginären Wasser, blies den Atem durch die Nüstern und gab die Laute eines echten Flusspferdes von sich.

Am Anfang gelang es der Ärztin noch, im Wege der Hypnose für wenige Minuten das Flusspferd in dem Patienten niederzuringen. Am Ende blieb sie jedoch zweite Siegerin. Zwei Tage später starb der Mann, ohne dass ein medizinischer Grund gefunden werden konnte. Sein Herz hörte einfach auf zu schlagen, womit sich der Fluch erfüllte. – Wie mir die Ärztin anschließend versicherte, ereigneten sich solche Fälle gar nicht so selten in ihrem Hospital.

Einige Wochen später gab es denn auch einen scheinbar vergleichbaren Zwischenfall. Eine junge Patientin behauptete, sie sei in der Nacht von einem Geist dazu bestimmt worden, sich in einen Engel zu verwandeln. Das Mädchen war nach dieser Nacht sehr unruhig und flatterte mit den Armen wie ein großer Vogel auf seinem Bett umher. Die Missionsärztin konnte diese Patientin jedoch davon überzeugen, dass sie sich den Geist nur eingebildet hatte. Nach kurzer Zeit wurde sie tatsächlich wieder vollständig von ihren Wahnvorstellungen befreit.

### **Ein brisanter Brief meines Doktorvaters**

Mein angespanntes Verhältnis zur Familie Köhler spitzte sich dramatisch zu, als wenige Tage nach meiner Ankunft ein kleiner Buschmann auf der Station auftauchte. Er trug in seinem linken nach oben angewinkelten Arm ein kurzes, eingekerbtes Stöckchen. Darin steckte ein Brief von Köhler an mich, worin er mir vorwarf, über seine Frau sei ihm zu Ohren gekommen, ich hätte während der gesamten Reise despektierliche Bemerkungen über ihn gemacht. Als Konsequenz ziehe er sein Angebot, meine Dissertation zu betreuen, zurück. Für den Fall, dass ich auf die Idee kommen sollte, das Zerwürfnis persönlich mit ihm in seinem Feldlager Mutniku besprechen zu wollen, untersage er mir ausdrücklich, ihn dort aufzusuchen.

Ich zeigte den Brief sofort Pater Baetsen mit der Bemerkung, mir sei gerade von Herrn Köhler die Erlaubnis zur Durchführung des Forschungsprojekts bei den Gciriku entzogen worden. Finanziell sei ich jedoch völlig unabhängig von ihm und auch motiviert genug, das Projekt auf eigene Faust durchzuführen. Sollte er meinem Forschungsaufenthalt aber nur deswegen zugestimmt haben, weil ich Promotionsschüler von Herrn Köhler sei, werde ich das respektieren und meine Zelte in Nyangana unverzüglich abbrechen. Er erwiderte, dass für ihn mein Innenverhältnis zu Köhler niemals eine Rolle gespielt habe. Er kenne ihn nur flüchtig von einigen Begegnungen auf dessen Durchreisen, während ich ihm inzwischen schon nach wenigen Tagen sehr viel vertrauter sei. Aus seiner Sicht könne ich gerne auch ohne den Segen von Köhler solange in Nyangana bleiben, wie ich es selbst für notwendig erachtete.

Ich habe daraufhin Köhler durch denselben Briefträger umgehend mitgeteilt, dass ich die gesamte Entwicklung in unserer Beziehung sehr bedauere. Vielleicht werde es in der Zukunft nochmals zu einem vernünftigen Gespräch zwischen uns kommen, so dass wir die haltlosen Vorwürfe seiner Frau mir gegenüber von Angesicht zu Angesicht aufklären könnten. Im Übrigen werde ich mich aber durch den Widerruf seiner Betreuungszusage nicht von meinem wissenschaftlichen Weg abbringen lassen und ab sofort nach einer anderen Möglichkeit suchen, mit meinen linguistischen Forschungsergebnissen zum Gciriku an einer der übrigen Universitäten in Europa zu promovieren.

### **Ein zweiter Brief meines Doktorvaters**

Als ich die Angelegenheit schon fast vergessen hatte, traf einige Wochen später ein Antwortbrief von Köhler ein. Darin teilte er mir mit, dass er meine „Entschuldigung“ annehme. – Welche?? – Im Übrigen fände er es äußerst befremdlich, dass ich in Erwägung zöge, mit SEINEM Thema – mit welchem?? – bei einem anderen Betreuer promovieren zu wollen. Auf der Rückreise werde er mit seiner Frau und Tochter eine Übernachtung in Nyangana einplanen, um sich umfassend über den Fortgang SEINES Forschungsprojekts – ?? – zu informieren. Ich zeigte auch diesen zweiten Brief meinen Gastgebern. Sie empfahlen mir, ihn nicht weiter zu beachten.

Im Nachhinein lässt sich am zweiten Brief Köhlers meines Erachtens sehr deutlich erkennen, dass er mich zumindest aus



seiner damaligen Perspektive heraus tatsächlich als eine Art Leibeigenen angesehen hat. Schließlich hatte er mir ja die Finanzmittel für den Aufenthalt bei der Studienstiftung verschafft und die Anreise aus seinem eigenen Projekt finanziert. Im Übrigen hätte ich ohne seine Protektion bereits bei meinem ersten Aufenthalt keine eigene Forschungsgenehmigung von den südafrikanischen Behörden bekommen können.

Er hatte mir zwar keine thematischen Vorgaben für das Forschungsprojekt gemacht und mir damit einen großen Freiraum kreativen Denkens eingeräumt. Auf letzteres kam es ihm wohl auch an, hatte er selbst im Gegensatz zu mir keine linguistische oder phonologische Ausbildung und war eigentlich auf meine Fachkenntnisse angewiesen. — Damals hatte er wohl auch auf linguistischem Gebiet noch Ambitionen, wie zwei einschlägige Aufsätze zur tonalen Struktur zum *Südsotho* und zum *Herero* aus den Jahren 1956 und 1958 zeigen<sup>1</sup>. — Aus seiner Interessenlage heraus betrachtete er daher meine Forschungsergebnisse letztlich so, als seien sie in seinem Auftrag erfolgt, vergleichbar einem Handwerker, von dem man im eigenen Haus ein neues Waschbecken anbringen lässt. Folglich machte er auch in seinem zweiten Brief quasi urheberrechtliche Ansprüche an den Ergebnissen meiner Forschung geltend.

Einer seiner Fehler in diesem Zusammenhang war sicherlich, dass er mir gegenüber niemals zuvor seine wahren Pläne offengelegt hatte und diese stattdessen mir gegenüber als „Promotionsvorhaben“ getarnt hatte. Ein weiterer Fehler, den er vor mir erst zwei Jahre später laut beklagte, war seine Ignoranz über den Charakter der Studienstiftung. Er hielt die Stiftung anfangs für eine Institution, die wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft einzelne Projekte, in meinem Fall etwa seine vermeintliche „Auftrags-Promotion“, finanzierte. Dabei übersah er völlig, dass es sich bei der Studienstiftung

---

<sup>1</sup> (1) Das Tonsystem des Verbum im Südsotho. *Mitteilungen des Instituts für Orientforschung* 4,3 (1956): 435-474.

(2) Tongestalt und Tonmuster in der Infinitivform des Verbum im Herero. *Afrika und Übersee* 42 (1958): 97-110, 159-172.

um eine Institution handelte, die sich der Förderung von individuellen Höchstbegabten in der Bundesrepublik widmete und damit, wenn auch auf einem hohen Niveau, einen quasi erzieherischen Anspruch gegenüber ihren Stipendiaten verband, um sie zu Höchstleistungen in ihren jeweiligen Studienfächern zu befähigen. Als beispielsweise Köhler ab 1966 meinen Promotionstermin ins Unendliche hinauszuschieben versuchte, obschon meine Dissertation unter Berücksichtigung all seiner Einwände längst druckfertig abgeschlossen war, wurde er von der Studienstiftung über deren Netzwerk an der Universität Köln erfolgreich dazu gedrängt, seine Verzögerungstaktik unverzüglich aufzugeben.

Ich bin damals nach Eingang seines zweiten Briefs richtigerweise der Empfehlung meiner geistlichen Mentoren in Nyangana gefolgt und habe über den gesamten Komplex nicht weiter nachgedacht, sondern mich ganz einfach der wissenschaftlichen Verarbeitung der vielen neuen Eindrücke vor Ort gewidmet. – Gott sei Dank!

### **Dr. Maria Fisch – meine kritische und aufmerksame Mentorin**

Indem mich Dr. Fisch, die Leiterin des örtlichen Hospitals, schon kurz nach meiner Ankunft mit dem „Flusspferd-Fall“ zu sich beorderte, ohne mich bereits vorher schon kennengelernt zu haben, strukturierte sie damit bereits damals unser zukünftiges Verhältnis – übrigens bis zum heutigen Tag schon vor. Nach dieser ersten Begegnung wurde sie meine häufigste Gesprächspartnerin, die sich kritisch, oft sehr kritisch, mit meinen Eindrücken und Gedanken auseinandersetzte und damit sicherlich auch einen großen Einfluss auf meine Forschungsprojekte insgesamt ausübte. Regelmäßig pflegte sie am späten Nachmittag zur „schönsten Stunde des Tages“, wenn die sinkende Sonne die Natur über und über vergoldete, an meiner Klause



Dr. Fisch in Aktion

aufzutauchen. Sie scheuchte mich dann aus meiner Arbeit mit den Worten auf: „Los, Sie können nicht den ganzen Tag über Ihren Aufzeichnungen brüten. Jetzt müssen Sie gesundheitshalber unbedingt bewegt werden.“

Wir pflegten dann hintereinander auf schmalen Trampelpfaden in irgendeine Himmelsrichtung durch den hohen Sand zu stapfen, wobei sie mir zu Beginn der Wanderung ununterbrochen von ihren Tageserlebnissen im Hospital erzählte. Auf diese Weise lernte ich so nach und nach nicht nur die Umgebung der Station kennen, sondern auch viele Einzelheiten über die Menschen, die uns auf den Trampelpfaden begegneten.

Daneben stellte sie mir aber auch immer wissbegierige Fragen zu meiner Tätigkeit und gab mir wertvolle Hinweise. Wie die Missionare und Schwestern war sie darauf angewiesen, mit den Gciriku in ihrer einheimischen Sprache zu verkehren. In den zwei Jahren ihrer Tätigkeit im Hospital der Station hatte sie daher gelernt, sich mit den Patienten fließend auf Gciriku zu unterhalten. Sie kannte die Mentalität und den kulturellen Hintergrund der Einheimischen recht gut. So konnte sie mir manches Rätsel, das mir deren Verhalten anfangs noch stellte, auflösen.



Siedlung in der Umgebung von Nyangana

In den ersten Wochen meines Aufenthalts hat mich Dr. Fisch oft in der Umgebung der Missionsstation zu Fuß durch den Busch geführt. Dabei konnte ich feststellen, dass das Gebiet schon damals stark besiedelt war. Alle paar hundert Meter befand sich eine sogenannte Werft — so wird in Südwest ein Komplex

von fünf bis zehn Hütten aus Rietmatten mit Strohdächern genannt. Wir würden auf Hochdeutsch eine solche Ansiedlung vielleicht einen Weiler nennen. — Diese Wohnplätze, in denen fünf bis zehn verwandte oder befreundete Familien wohnten, waren in der Regel von einem Palisadenzaun umgeben. In ihrer Mitte lag der sogenannte *Viehkraal*, ein kreisrunder Platz von zehn Meter Durchmesser, der von Dornengestrüpp umgeben war. Abends wurde

hier das Vieh hineingetrieben und zusätzlich durch ein Feuer gegen Kälte und Moskitos geschützt.

Die Getreidespeicher befanden sich vor dem Grenzzaun der Ansiedlung aus zwei Meter hohen Palisaden, aber innerhalb eines Systems von Dornenhecken, die ungebetene Gäste und wilde Tiere fernhalten sollten. Die Gciriku hatten prächtige Rinder mit riesigen Hörnern, wie ich auf den Spaziergängen ebenfalls feststellen konnte. Nur vereinzelt wurden auch Ziegen und Schafe gehalten. Hühner schienen hingegen bei ihnen im Gegensatz zu Ostafrika, wo uns die Eiergebärerinnen häufig vor das Auto liefen, nicht hoch im Kurs zu stehen.



Gciriku-Gehöft aus der Luft

Die Dürre des Bodens ließ damals noch keine intensive Landwirtschaft zu. Weiterhin war auch die Trinkwasserversorgung problematisch. Die Folge davon war eine für unsere Verhältnisse ungleichmäßige Besiedlung des Landes. Wenn die Sonne langsam blutrot im Okavango versank, wanderten wir den Fluss entlang nach der Station zurück. Überall wurde Abendwäsche gehalten. Ein Anblick, der den Ethnologen zu entzücken vermag, den Ästheten jedoch



Abendstimmung über dem Okavango

manchmal schaudern lässt. Wenn die Sonne gerade im Westen des Okavango versunken war, setzten schlagartig Dunkelheit und Kälte ein, so dass wir uns beeilten die freie Natur zu verlassen.

Der Empfang in den Wohnstätten der Einheimischen war zwar zu Beginn meines Forschungsaufenthalts keinesfalls übertrieben freundlich. Dafür reichte ihr geradezu norddeutscher Volkscharakter vielleicht auch nicht aus. Ich durfte mir aber alles ungehindert ansehen und sogar Fotografien davon machen. Die spürbare Zurückhaltung der Bevölkerung mir gegenüber änderte sich erst Ende

Juli mit der Priesterweihe schlagartig, als ich über Nacht durch meine musikalischen Aktivitäten der Liebling des ganzen Volkes wurde.

### Vorstellungsbesuch beim Hompa der Gciriku

Pater Baetsen ging bereits einen Tag nach meiner Ankunft mit mir zur Residenz des Oberhaupts der Gciriku, um mich dort einzuführen. Der *Hompa*, wie sein offizieller Titel lautete, bewohnte damals einen Kilometer flussabwärts von Nyangana ein solide gebau-



Hompa Shashipapo

tes Gehöft mit mehreren Hütten. Vor dem Haupthaus befand sich ein ausgedehnter Versammlungsplatz mit einem riesigen Schattenbaum. Bei unserem Besuch tagte darunter gerade der Staatsrat und beriet über das Brauen von Starkbier.

Der Eingang der Residenz wurde von einer Schar Khoisan-Wächter mit Giftpfeilen und Jagdbögen umlagert. Pater Baetsen erklärte mir dazu, dass die Häuptlinge der Region allesamt ihre Leibwachen aus den Reihen der Khoisan (Buschmänner) rekrutierten. Bei Wächtern, die aus ihren eigenen Volksgruppen stammten, müssten sie stets befürchten, einem Attentat zum Opfer zu fallen. Diese seien möglicherweise vom eigenen Volk bestochen worden, ihnen zu schaden. Die Khoisan seien nicht nur aufgrund ihrer Giftpfeile und ihres Geschicks als Jäger bei den Einheimischen gefürchtet. Sie seien außerdem aufgrund des ihnen gewährten Unterhalts dem Häuptling zuverlässiger ergeben als Angehörige des eigenen Volks.

Hompa Shashipapo, das damalige Oberhaupt der Gciriku, war ein hochgewachsener Mann in seinen frühen sechziger Jahren. Da er zu meiner Zeit noch mit vier Frauen verheiratet war, konnte er nicht getauft werden. Trotzdem war er sonntags ein regelmäßiger Besucher der Gottesdienste in Nyangana. Dies war auch die Gelegenheit, wo ich ihm öfters vor allem Volke sichtbar ein in Zeitungspapier eingewickeltes Paket aus meinem großen Tabaksack der Marke *Springbok* verehren konnte. Er war in den frühen Tagen meines Aufenthalts praktisch mein einziger Abnehmer.



Wie man mir später berichtete, hatte er 1967 seine Ehehindernisse gelöst und wurde daher von Pater Baetsen umgehend auf den Namen *Linus* getauft. Er lebte noch bis 1984.

Als ich 1965 Hompa Shashipapo kennenlernte, hatte er bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Er gehörte 1927 zur ersten Gruppe von sieben erfolgreichen Absolventen der Missionsschule in Nyangana – worunter sich auch mein Mitarbeiter Aloys Mberema befand. Man hatte sie geschlossen an die weiterführende Missionsschule in Döbra nördlich von Windhoek weitergereicht, um sie dort zu Lehrern ausbilden zu lassen.

Nach seiner Rückkehr aus Döbra arbeitete Shashipapo in der Tat einige Jahre als Lehrer in einer der Buschschulen, welche die Mission in den 30er Jahren im Gciriku-Gebiet bereits eingerichtet hatte. Später wurde er jedoch vom weißen Kommissar der südafrikanischen Mandatsregierung aus dem Missionsdienst abgeworben und als Polizist eingestellt.

Da sein älterer Bruder Shampapi bereits 1924 zum Nachfolger des verstorbenen Häuptlings Nyangana gewählt worden war, hätte kein Verantwortlicher Anfang der 40er Jahre damit gerechnet, dass der Polizist Shashipapo eines Tages mal das Häuptlingsamt übernehmen würde. Der Fall trat ein, als Hompa Shampapi 1944 massiv gegen die Gesetze der weißen Mandatsregierung verstieß und daher in Gefahr geriet, von deren Polizei verhaftet zu werden. Er entzog sich der Verfolgung, indem er sich über den Fluss hinweg in den angolanischen Teil des Siedlungsgebiets der Gciriku absetzte.

Zu Lebzeiten von Hompa Nyangana wäre das erprobter Maßen ein taugliches Mittel gewesen, um die angemäßte Polizeigewalt der unterschiedlichen Kolonial- und Mandatsmächte zu unterlaufen. Nach dem Tod von Hompa Nyangana im Jahr 1924 hatte man jedoch erstmals mit Rücksicht auf die internationalen Kolonialgrenzen in den beiden Wohngebieten auf angolanischer und namibischer Seite verschiedene Hompas zu seinen Nachfolgern gewählt.

Der im Norden seit zwanzig Jahren regierende Hompa Shamate betrachtete den geflüchteten Hompa Shampapi zunächst als Rivalen und wollte ihn mit Waffengewalt weiter nach Osten in das heutige Gebiet von Sambia abdrängen. Es gelang jedoch den einflussreichen Müttern der gemeinsamen königlichen Linie, Hompa Sha-



mate dazu zu bewegen, seinen Vetter in dem angolanischen Gciriku-Gebiet zu dulden und ihm sogar zu gestatten, sich nach eigener Wahl irgendwo in seinem Herrschaftsbereich niederzulassen.

Nachdem das Häuptlingsamt in den südwestafrikanischen Wohngebieten der Gciriku ein Jahr lang vakant geblieben war, beschloss die Ältesten, obwohl der Vorgänger noch lebte, seinen jüngeren Bruder Shashipapo ins Häuptlingsamt zu berufen. So wurde Shashipapo, übrigens mit Zustimmung des Kommissars, 1945 als Häuptling der südlichen Wohngebiete inthronisiert.

## Zeit der Eingewöhnung

### Erste Fahrten im Einbaum

Gleich am ersten Sonntag in Nyangana habe ich mich zum ersten Mal in meinem Leben einem schwankenden Einbaum anvertraut und mich zusammen mit Pater Baetsen und Bruder Paul von einem



Entenjagd auf dem Okavango

kleinen Schuljungen über die weite Fläche des Okavango staken lassen. Die Herren befanden sich zwar auf Entenjagd, haben jedoch außer einer Taube nichts erlegt. Fränzi, die Stationshündin und damals Mutter von fünf munteren Welpen, schwamm uns aus Treue und Anhänglichkeit nach. In der Mitte des Flusses verließen sie jedoch die Kräfte, und wir mussten sie an Bord nehmen. Das hatte zur Folge,

dass ständig einer von uns sie festhalten musste, damit sie sich nicht schüttelte und so den Einbaum zum Kentern brachte.

Am folgenden Sonntag bin ich mittags direkt nach Tisch zusammen mit Bruder Paul nochmals in einen Einbaum geklettert. Diesmal haben wir uns von zwei fröhlichen Schulknaben weit durch das seichte Ufergebiet des Okavango rudern lassen. Allerdings war auch diese Ruderpartie nicht so richtig erfolgreich, denn zum Schluss hatten uns die Jungen so tief im Schilf festgefahren, dass wir das Boot leichtern und zu Fuß an Land waten mussten.

## Anpassung an das Klima

Obwohl Anfang Juni jeden Tag die Sonne vom wolkenlosen Himmel bei sommerlichen Temperaturen schien, sank nachts die Temperatur bis nahe an den Gefrierpunkt ab. Ich habe dann Fenster und Türen meiner Klausen geschlossen gehalten und mich im warmen Bett verkrochen. Erst wenn die Sonne morgens höher stieg, konnte man wieder Wärme auftanken, indem man Tür und Fenster weit aufriß.

Im Verlaufe des Monats Juni kamen dann meine warmen Pullover einer nach dem anderen allmählich zum Einsatz. Inzwischen blieb es draußen auch tagsüber so kühl, dass ich während der Arbeit im Zimmer zwei Pullover übereinander tragen musste, um ausreichend warm zu bleiben. Trotz aller Vorsicht war ich eines Morgens beim Aufstehen dennoch voller Rheuma. Wahrscheinlich war der Grund, dass es in der Nacht zuvor geregnet hatte, was ein ganz seltenes Ereignis für diese Jahreszeit ist. Besonders arg hatte mich das Reißen im Rücken gepackt. Bei jedem Atemzug tat die Muskulatur weh. Schwester Irmina, die Gute, legte mir daraufhin eine Wärmflasche ins Bett, die ich mir beim Schlafen ins Kreuz schieben konnte. Der Erfolg blieb nicht aus, denn schon nach kurzer Zeit war ich fast wieder frei von Beschwerden. Der Höhepunkt der kalten Zeit ist in Nyangana zwischen Ende Juli und Anfang August zu erwarten. Erst danach wird es langsam wieder wärmer.



Sr. Irmina OSB

## Anfängliches Mauern seitens der Einheimischen

Pater Baetsen, der 1965 bereits seit siebzehn Jahren in Nyangana tätig war, stellte mir alle Sprachaufzeichnungen, nach denen neu zugehende Missionare ihre ersten Sprechversuche im Gciriku zu unternehmen pflegten, sowie Kopien von der bereits gedruckten Schulliteratur in Gciriku zur Verfügung. Auf diese Weise hatte ich für die erste Zeit genug Material, um mich selbst in die Sprache einzuarbeiten. Fragen zur Aussprache und grammatischen Struktur konnte ich stets zeitnah mit den einheimischen Mitarbeitern klären. Auskünfte zu ihrer Kultur und Gesellschaft konnte ich je-

doch von ihnen nicht bekommen. Auf entsprechende Fragen antworteten sie stets ausweichend, auch wenn ich sie mit dem Wissen, welches ich bereits von anderen erworben hatte, unmittelbar konfrontierte. Sie gaben entweder vor, mich nicht zu verstehen oder meine Fragen nicht beantworten zu können, weil sie von dem jeweiligen Sachverhalt nichts verstünden.

Es war schließlich Dr. Fisch vorbehalten, eine Erklärung für diese deutliche Verweigerungshaltung der Einheimischen zu liefern. Sie hatte erfahren, dass in der Bevölkerung der Glaube vorherrschte, ich sei nach Nyangana gekommen, um im Auftrag der Apartheidsregierung die einheimische Sprache abzuschaffen. Man hatte sogar eine Versammlung der Ältesten einberufen, um einen gemeinsamen Brief an die UNO (sic!) zu schreiben mit der Forderung, mich sofort abzubriefen. Als man schon drei Tage lang die Angelegenheit diskutiert hatte, meldete sich angeblich ein älterer Versammlungsteilnehmer zu Wort. Er wollte nun endlich von der Versammlung verbindlich darüber aufgeklärt werden, ob die UNO ein Mann oder eine Frau sei. Da sich diese Frage auf die Schnelle nicht beantworten ließ, geriet die gesamte Initiative gegen mich erst einmal ins Stocken.

In diesem Stadium bekam ich über Dr. Fisch erstmals Wind von der Sache. Es war mir klar, dass ich sofort etwas zur Rettung meines Projekts unternehmen müsse, indem ich zumindest einem Teil des Volkes den Sinn meines Forschungsvorhabens und auch den eventuellen Nutzen für ihre eigene Sprachkultur begreiflich machen könnte. Mit Hilfe meines Mentors Pater Baetsen lud ich daher an einem der nächsten Tage in den frühen Abendstunden alle Lehrer der Station zu einem Vorstellungsvortrag in den großen Versammlungsraum der Schule ein. Die Lehrer folgten meiner Einladung tatsächlich auch in großer Zahl.

Eine Stunde lang hielt ich vor ihnen einen flammenden Vortrag – natürlich auf Englisch – über den weltweiten Wert ihrer bisher nur mündlich überlieferten Sprachkultur. Ich erklärte ihnen, ich sei zu ihnen gekommen, um die wertvollen Zeugnisse ihrer Kultur aufzuzeichnen und in gedruckter Form weltweit bekanntzumachen. Dazu brauche ich jedoch unbedingt auch ihre Mitarbeit.

Aus ihren aufmerksamen Blicken, mit denen sie meine Hin- und Her-Bewegungen auf der Bühne des Versammlungsraums

verfolgten, zog ich den falschen Schluss, dass sie mit gespannter Aufmerksamkeit und vielleicht sogar mit Begeisterung alle meine Worte in sich aufnahmen. Nach einer Stunde hob jedoch der Oberlehrer und offensichtliche Wortführer der Lehrerschaft wie ein schüchterner Schüler seinen Zeigefinger und erklärte mir in Afrikaans: *“Verontschuldig, Meneer. Ons het nie baaie verstaan nie, U moet Afrikaans praat.”* – Entschuldigen Sie, mein Herr. Wir haben nicht viel verstanden. Sie müssen Afrikaans sprechen. - In diesem Augenblick gab mir der Geist tatsächlich die Kraft, sofort auf Afrikaans umzuschalten und in einer weiteren Stunde meine Zuhörer diesmal echt für meine Pläne zu begeistern. Von der Versammlung aus wurde alsbald die Nachricht im Land verbreitet *„Hy praat ons taal! Hy praat ons taal!”* – Er spricht unsere Sprache! – Was so viel bedeutete: Man kann nun endlich unmittelbar mit ihm reden.

Die bisherige Haltung in der Bevölkerung schlug nach diesem Ereignis spürbar um. In den nächsten Tagen konnte ich mich kaum noch vor der Fülle der mir in Gciriku eingereichten Texte mit Sagen, Mythen und Märchen retten. Ich musste bis zu zwölf Stunden am Tag arbeiten, um sie mit Hilfe meiner Mitarbeiter Wort für Wort ins Englische, meiner internationalen Arbeitssprache, zu übersetzen und sprachwissenschaftlich zu analysieren. Alle Originaltexte ließ ich mir nach diesem schriftlichen Verfahren nochmals auf Tonband sprechen, um auch die Intonation zu erfassen. Das Geschäft blühte, und meine Bücher mit originalem Sprachmaterial füllten sich auf einmal, so dass ich hinfort zur Analyse der sprachlichen Strukturen, vor allem der tonsprachlichen Besonderheiten des Gciriku fortschreiten konnte.

### **Ein üblicher Tagesablauf**

Auf der Station war allgemein bekannt, dass ich Protestant bin. Pater Baetsen hatte mir gleich zu Anfang gesagt, dass er es trotzdem gerne sehen würde, wenn ich zu Sonn- und Feiertagen in der Kirche erschiene, allein schon um dem Volk ein gutes Beispiel zu geben. Mit den Stundengebeten würde ich nichts zu tun haben, da die Oblaten ihre privaten Brevier-Lesungen hätten. Soviel vorab.

Morgens um halb sieben läuteten die Glocken zum allgemeinen Wecken. Ich drehte mich dann gewöhnlich genüsslich auf die andere Seite und versuchte, noch ein paar Takte zu schlafen. Um sieben

Uhr stieß die Glocke nochmals kurz an zum Zeichen, dass nun die Morgenmesse begann. Kurz darauf erschallten gewöhnlich fromme Gesänge, die ich als Mahnung zum Aufstehen deutete. Unter weiteren Gesängen pflegte ich mich zu rasieren und zu waschen. Nach dem Anziehen ging ich gewöhnlich hinter das Paterhaus, um dort die Herrentoiletten aufzusuchen. Wenn das *Ite-missa-est* erschallte, beeilte ich mich, noch vor dem Herausströmen der Kirchgänger meine stille Klausur wieder zu erreichen. Nach einem letzten Schliff an Wasserkran und Spiegel schritt ich gewöhnlich ins Refektorium, um den dort bereits versammelten Herren das Brot vorzuschneiden. Zuvor hatte jeder sein Brot noch selbst geschnitten. Das führte dann gewöhnlich zu einer langen Warteschlange vor der Brotmaschine. Nachdem ich angefangen hatte, für alle das Brot zu schneiden, war dieser Vorgang erheblich schneller erledigt.

Um acht Uhr mahnte eine andere Glocke im Hof zur Aufnahme der Arbeit. Inzwischen hatte Schwester Maria, eine einheimische Nonne, mit einem Stab von Mitarbeiterinnen bereits mein Zimmer gesäubert und aufgeräumt. Kurz nach acht Uhr erschien in meiner Klausur die älteste Benediktinerin der Station, Schwester Irmina, mit einer großen Wärmflasche aus Metall. Diese wurde dann mit den vereinten Kräften von ihr und mir in eine Decke gewickelt und unter meinen Arbeitstisch gelegt, damit ich meine Füße daraufstellen und wärmen konnte wie weiland die kaschubische Großmutter von Günter Grass, wenn sie in der kühlen Witterung in Ostpreußen zu Markte saß. Kaum war die ehrwürdige Irmina wieder verschwunden, nahte bereits mit schlüpfenden Schritten mein älterer Mitarbeiter Aloys. Er rief noch vor der Tür: „*móro kénu.*“ – Euch guten Morgen – Ich antwortete: „*móro kénu, Aloys. ngênénu túpu.*“ – Euch guten Morgen, Aloys. Tretet nur ein. – Wenn er eingetreten war, forderte ich ihn mit den Worten „*shúngirénu*“ – Nehmt Platz – auf. Darauf zog er den für Gäste und Mitarbeiter bestimmten Stuhl neben dem Arbeitstisch zwei Meter vom Tisch weg weiter in den Raum hinein und ließ sich vor Tür und Tabaksack umständlich nieder. Er war nämlich weitsichtig und benötigte diese Entfernung, um die Vorgänge auf dem Tisch besser beobachten zu können. Wenn nun die eigentliche Arbeit hätte beginnen können, klopfte es regelmäßig an der Tür. Es war noch einmal Schwester Irmina, die bei ihrem ersten Besuch vergessen hatte, die Wärmflasche von der Nacht aus meinem Bett mitzunehmen und nun kam, das Versäum-

te nachzuholen. Zum Öffnen der Tür musste sich Aloys wieder umständlich erheben und den Stuhl aus dem Weg räumen. Die Schwester holte verschämt, aber so, dass alle es genau mit ansehen konnten, die Wärmflasche aus meinem Bett und verbarg diese unter ihrer weißen Schürze. Die Tür wurde wieder geschlossen, Aloys rappelte sich wie zuvor auf seinem Stuhl zurecht, und dann fing die Arbeit endlich richtig an. Ich hatte meistens ein festes Programm vorbereitet und ließ jetzt ein Feuerwerk von Fragen steigen.

Nach einer Stunde, die wie im Fluge verging, war der erste Teil des Programms bereits abgearbeitet, was ich sichtbar zu machen pflegte, indem ich Aloys eine Zigarette anbot. Er rauchte eigentlich nur Pfeife. Um aber meine Nase mit dem Pfeifenrauch nicht zu beleidigen – seine Frau hatte ihn so abgerichtet – nahm er die Zigarette und kaute darauf herum wie Fips der Affe bei Wilhelm Busch.

Während ich dieses täglich sich wiederholende Schauspiel noch genoss, stellte ich bereits meine nächsten Fragen. Kurz vor elf Uhr war dann wieder eine Zigarette fällig. Zwischen halb zwölf und zwölf Uhr pflegte ich die Sitzung mit Aloys zu beenden. Ich arbeitete dann noch bis ein Uhr die Ernte vom Morgen auf. Es folgte ein kurzes Mittagessen mit der männlichen Besatzung der Station im Refektorium des Paterhauses, denn um halb zwei stand bereits Leonard, der jüngere Mitarbeiter, vor der Tür. Er war unglaublich intelligent, aber leider auch sehr sensibel. Damit er richtig mitzog, musste man ihn entsprechend führen, meist durch Exkurse, um ihm den trockenen Stoff der Grammatik verdaulich zu machen. Oftmals ließ ich ihm auch die Wahl, was er gerade mit mir besprechen wollte. Bei solchen Gelegenheiten bekam ich wertvollste intime Informationen von ihm, die er mit einem anderen Europäer wohl niemals diskutiert hätte. Kurz nach halb fünf, wenn langsam die schönste Stunde des Tages heraufzog und die untergehende Sonne alles in warmes Gold hüllte, wurde er unruhig. Bald darauf beendete ich daher das ihn sichtbar anstrengende Spiel.

Nach einer Tasse Kaffee, die den ganzen Nachmittag im Refektorium bereitstand, holte mich entweder die Doktorin zu einem Spaziergang ab oder ich arbeitete alleine weiter, bis gegen viertel vor acht zum Abendessen geläutet wurde. Meistens saß ich danach noch bis zehn Uhr abends mit den Patres zusammen. Entweder spielten wir Rommé oder besprachen Ereignisse des Tages. Oftmals nahmen wir dabei auch einen Schluck zur Brust. Pünktlich



um zehn Uhr wurden die Lichtgeneratoren ausgeschaltet und die bereitgelegten Taschenlampen eingeschaltet.

Ich zog mich dann gewöhnlich in meine Studierstube zurück und arbeitete bei geringer Arbeitslust im Kerzenschein oder bei größerer Arbeitslust im Schein der *pressure lamp* manchmal noch mehrere Stunden weiter. So liefen mit großer Regelmäßigkeit meine Tage bis Anfang Juli ab, bis mir wegen der in wenigen Wochen anstehenden Priesterweihe unerwartet noch ganz neue Aufgaben zuwuchsen.

## Spinnenbiss

Irgendwann wurde ich nachts von einer fetten Spinne genau auf meiner Glatze am Hinterkopf angebohrt. Da mein Bett in einer Ecke des Raums direkt die Wand berührte, hatte ich im Schlaf wohl mit meinem Kopf längere Zeit die Wand berührt. Dies hatte eine der fetten Spinnen im Zimmer als Einladung verstanden, sich an mir gütlich zu tun. Darüber war ich wach geworden. Zunächst hielt ich die ganze Angelegenheit nur für einen bösen Traum. Die noch blutende Bisswunde auf dem Kopf zeigte mir jedoch, dass es sich um eine handfeste Tatsache handelte. Nachdem ich den Fall am nächsten Morgen im Paterhaus bekannt gegeben hatte, erfuhr ich dort erstmals, dass so etwas häufiger vorkäme. Gleichzeitig beruhigte man mich aber auch, dass der Erfahrung nach solche Spinnenbisse noch nie zu irgendwelchen Entzündungen geführt hätten.

Ich hatte die Spinnen bisher als meine Verbündeten im Kampf gegen Moskitos angesehen und sie daher eher noch angelockt. Angesichts der Wunde auf dem Kopf war nun aber mein spinnenfreundliches Verhalten schlagartig dahin.

Pater Duttmann rückte noch am selben Tag mit einer langen Leiter und einem Gehilfen an. Das Team inspizierte sorgfältig alle Wände meines Raums und beseitigte erfolgreich alle Spinnen, die sich dort eingenistet hatten. Obwohl ich keine Bilder aufgehängt hatte, wurden für die „Kammerjäger“ alle Schränke, Regale und Truhen, bestehend aus den Expeditionskoffern, von den Wänden abgerückt, so dass daraus eine tagesfüllende Aktion entstand. Natürlich wurde auch mein Bett so weit von der Wand abgerückt, dass ein gehöriger Sicherheitsabstand entstand. Der Erfolg blieb nicht aus. Nächtlche Spinnenbisse habe ich seither nicht mehr erfahren.

## Die spezielle Uhrzeit auf der Missionsstation

Von meinen regelmäßigen Schulferien bei Verwandten auf einem Bauernhof am Niederrhein kannte ich bereits den Brauch einer lokalen Uhrzeit, die von der nationalen Uhrzeit bis zu einer Stunde abweichen konnte. Ich war daher keinesfalls überrascht, dass es auch auf der Missionsstation eine eigene Uhrzeit gab. Diese wurde für alle Bewohner der Station auf einer altväterlichen Pendeluhr im Vorraum der Kirche angezeigt. Bei unserem ersten Rundgang über die Station hatte mich Pater Baetsen bereits auf diesen Brauch aufmerksam gemacht.

Da Nyangana geographisch innerhalb der Zone zwischen den Wendekreisen liegt, ist die alljährliche Schwankung der Tageslänge ohnehin nicht groß. Ausschlaggebend für die eigene Uhrzeit war aber wohl, dass man in Nyangana keine Radioverbindung zu einem staatlichen Sender weder in Namibia noch in Angola besaß und darum auch gar keine Ausrichtung an der Weltzeit oder den staatlichen Uhrzeiten möglich war. Man war es in Nyangana gewohnt, dass die Nachbarstationen andere Uhrzeiten hatten. Wenn man dorthin reiste oder Besucher von dort empfing, war daher meistens die erste Frage: „Wie spät ist es jetzt bei Euch?“

Am Niederrhein wurde die eigene Uhrzeit damit begründet, dass man das halbjährliche Umschalten von Winter- auf Sommerzeit dem Vieh nicht zumuten könne. In Nyangana gab es zwar auch Milchkühe, die sich mit ihrer inneren Uhr aber irgendwie nach dem Zeitpunkt des Sonnenaufgangs richteten. Sie waren jedenfalls nicht der Grund für eine möglichst am Sonnenaufgang ausgerichtete Zeit.

Wie ich erst einige Wochen später herausfand, waren die Stundengebete der Benediktinerinnen der eigentliche Grund. Demnach wurde von ihnen die *Matutin*, das erste Stundengebet am Tag, gewöhnlich morgens um sechs Uhr gebetet. Im südlichen Sommerhalbjahr (Oktober bis März) war die Sonne dann bereits aufgegangen oder stand kurz vor dem Aufgehen. Im südlichen Winterhalbjahr mussten die Schwestern zur *Matutin* jedoch wochenlang vor der Dämmerung aufstehen, wenn draußen noch tiefe Dunkelheit herrschte. Da die Generatoren abgeschaltet waren, um ihnen elektrisches Licht zu liefern, waren sie auf Kerzen und Taschenlampen angewiesen.

Von ihnen erging dann auch irgendwann ein offizieller Protest an die Missionsleitung, dass die offizielle Missionszeit der Weltzeit nun schon um eine Stunde vorausliefe, so dass sie sich bereits um fünf Uhr Weltzeit zur *Matutin* versammeln müssten bei deutlich steigender Tendenz in Richtung vier Uhr.

Was war die Ursache? Pater Baetsen, der die Kontrolle über die offizielle Pendeluhr in der Kirche ausübte, ging sofort in sich: Seit Beginn meines Aufenthalts hatte er mich auffällig oft nach der aktuellen Uhrzeit auf meiner Armbanduhr gefragt, weil er wohl irri- gerweise annahm, dass sie besonders genau ging. Ich hatte indes- sen nie bemerkt, dass er unmittelbar nach meiner Befragung die Stationsuhr entsprechend justierte. Meine Armbanduhr neigte je- doch dazu, leicht vorzugehen. Pater Baetsen hatte vermutlich nach jeder Zeitabfrage bei mir die Stationsuhr etwas nach vorne gestellt. In unregelmäßigen Abständen pflegte ich selbst meine eigene Uhr an der Stationsuhr zu justieren. So hatte sich die Abweichung ge- genüber der Sonnenzeit immer schneller in die Nacht hinein nach vorne verschoben. Da ich die jahreszeitliche Tag-Nacht-Verschie- bung in Nyangana zum ersten Mal erlebte, war mir selbst dieser Fehler auch nicht aufgefallen.

### **Ein unerwartetes Lebenszeichen der Familie Köhler**

Anfang Juli erreichte mich nach vielen Wochen der Funkstille zwi- schen Köhlers und mir diesmal eine Nachricht von Frau Köhler und zwar auf so ungewöhnlichem Wege, dass ich hier den „eingekleideten“ Bericht davon wiedergebe:

Ende Juni wurde in Nyangana bekannt, dass die allseits beliebte Missionsschwester Philippine auf der benachbarten Station Andara lebensgefährlich erkrankt war und zur Rettung ihres Lebens sofort nach Windhoek gebracht werden müsse. Wenige Tage später traf gegen Mittag in der Tat das Missionsflugzeug aus Windhoek ein. Es hieß, die Mutter Priorin sei persönlich mitgekommen, um ihre schwer erkrankte „Tochter“ ins Hospi- tal nach Windhoek abzuholen.

Nach einer Ehrenrunde über den Baumwipfeln der Missions- station ging das kleine Viersitzer-Flugzeug auf dem eigens zu diesem Zweck frisch gefegten Landestreifen von Nyangana nie- der. Pater Duttmann, unser derzeitiger Stationschef, schwang

sich sofort in einen Einbaum und überquerte mit Hilfe eines Schuljungen den toten Flussarm des Okavango, der die Station bei Niedrigwasser vom Landstreifen trennt. Die Doktorin mit einem Wagen voll singender Mädchen und der stürmischen Schwester Gerolda an Bord versuchte unterdessen, an leicht versumpfter Stelle über Land den Gästen entgegenzueilen. Eingedenk des Krokodils, das angeblich vor Nyangana im Fluss kreuzen sollte, zog ich es vor, auf der Missionsstation zurückzubleiben. Stattdessen griff ich zum Fernrohr, um die Ankunft der hochwürdigen Mutter Priorin vom Kirchhügel aus zu beobachten.

Ohne Vorankündigung spie die kleine Cessna außer der Priorin noch eine kesse Amerikanerin aus, die mal eben auf eine Stunde aus der Zivilisation Windhoeks in die Wildnis Nyanganas geflogen kam. Herr Möhlig war so freundlich, sich der Dame anzunehmen und sie stundenlang auf der Station herumzuführen. Vor allem das Hospital mit OP-Raum und Kreissaal interessierte sie. Die Nonnen zeigten sich mir gegenüber dafür so überschwänglich dankbar, als ob sie mich für den päpstlichen Hausorden vorschlagen wollten.

Der „Kleine Paul“, wie die Cessna in Missionskreisen liebevoll genannt wurde, flog unterdessen nach Andara weiter, um von dort die schwerkranke Sr. Philippine abzuholen. Sie hatte Anfang der Woche zwei schwere Blutstürze überstehen müs-



„Der Kleine Paul“

sen, die sie hart an den Abgrund des Todes gebracht hatten. Schwester Rhabana, die außer von Schlangen auch viel von Krankenpflege verstand, war aufgrund der Schreckensnachricht sofort nach Andara geeilt, um ihrer Mitschwester beizustehen.

Um halb drei war der „Kleine Paul“ mit seiner traurigen Fracht schon wieder in Nyangana zurück. Diesmal fuhren wir alle hinaus auf den Landeplatz, um von der allseits beliebten Schwester Philippine Abschied zu nehmen. Zu meiner großen Über-

raschung wollte mich die Schwerkranke noch besonders sprechen, um mir persönlich die „allerherzlichsten Grüße speziell von Frau Köhler“ auszurichten.

Wie weit sie dabei von sich aus vorgeprescht war, konnte ich nicht durchschauen. Der Zeitpunkt war jedenfalls nicht schlecht gewählt, da Ruth Köhler eine Woche später Geburtstag hatte. Ursprünglich hatte ich vorgehabt, diesen zu übersehen. Nun entschloss ich mich aber doch, Ihr brieflich zu gratulieren.

Als habe sie nur darauf gewartet, bedankte sich Ruth Köhler postwendend für meine Glückwünsche in überwiegend herzlichem Ton. Daneben erwähnte sie aber erstmals auch, durch welche meiner Worte sie sich gegen Ende unserer Reise so sehr gekränkt gefühlt habe. Sie machte mir zum Vorwurf, dass ich in ihrer Gegenwart gegenüber Dritten ihren Mann als „Abenteurer“ bezeichnet hätte.

Damit war die Katze endlich aus dem Sack. Ich brauchte gar nicht viel Zeit um mich daran zu erinnern, dass ich damals nach den überstandenen Strapazen der Wegstrecke zwischen Grootfontein und Rundu in der Tat in ihrer Gegenwart geäußert hatte, man könne eine solche Strecke eigentlich nur mit einer gehörigen Portion Abenteurergeist bestehen. Meine Bemerkung war eigentlich als Anerkennung für alle Teilnehmer unserer Reisegesellschaft natürlich auch unter Einbeziehung ihres Mannes gedacht. Schließlich hatten wir alle unterwegs bei unerwartet auftretenden Situationen stets richtig reagiert, ohne zu wissen, was uns die Sandpiste in den nächsten Augenblicken noch abfordern werde. Keiner von uns hatte zu irgendeinem Zeitpunkt die Nerven verloren. Stattdessen haben wir gemeinsam wie ein einstudiertes Team alle Schwierigkeiten des Weges gemeistert und waren am Ende unbeschadet am Ziel, auf der Polizeistation Rundu angekommen. Das war natürlich vor allem ihrem Ehemann geschuldet, der unsere Karawane anführte und die Hauptverantwortung für das Gelingen des Unternehmens trug, aber meine Bemerkung hatte sich auf alle Mitglieder der Reise bezogen.

Die Eigenschaft, Abenteurergeist zu besitzen, ist für mich keineswegs negativ besetzt. Sie bedeutet für mich die Bereitschaft, bei einer unplanbaren Unternehmung das Ziel fest im Visier zu halten und sich auf ständig verändernde Umstände sofort einzulassen. Man muss dabei bewusst das

Risiko eingehen, jederzeit dabei zu scheitern, jedoch in der Gewissheit, dass einem auch dann mit Sicherheit ein Ausweg einfallen werde.

Abgesehen von dem konkreten Ereignis, auf das ich mich in meiner Äußerung bezogen hatte, ist meiner Meinung nach der persönliche Abenteurergeist eine Eigenschaft jedweden wissenschaftlichen Fortschritts und daher eine charakterliche Eigenschaft, die bei jedem Wissenschaftler von vornherein eingefordert werden muss. Mit diesem Verständnis wäre es geradezu eine Beleidigung gewesen, wenn ich Ruth Köhler gegenüber geäußert hätte, ihr Mann habe auf dem schwierigsten Abschnitt des Weges den erforderlichen Abenteurergeist vermissen lassen.

Immerhin hatte Ruth Köhler in ihrem Antwortbrief ein abgrundtiefes Missverständnis zwischen Abenteurergeist und der negativ belegten Einschätzung, ein Abenteurer zu sein, offengelegt. Ich war mir danach sicher, dass ich bei dem geplanten Zwischenhalt der Köhlers anlässlich ihrer Rückreise dieses Missverständnis würde aufklären können und ließ daher die Angelegenheit bis zu einer mündlichen Aussprache auf sich beruhen.

### **Dramatische Rettungsaktion**

Die Missionare nutzten die Sonntagnachmittage gerne zu Besuchen von Außenstationen. Dazu pflegten sie auch mich stets einzuladen. Für mich waren die Sonntagnachmittage jedoch oft eine Gelegenheit, die Forschungsergebnisse der vorangegangenen Woche nochmals zu sichten, zu ordnen und auf noch verbleibende Lücken abzuklopfen. Ich habe diese Einladungen in solchen Fällen abgelehnt und mir stattdessen beim Abendessen die immer interessantesten Erlebnisse aus dem Umland von ihnen erzählen lassen. Am letzten Sonntag im Juli war so ein Tag.

Bruder Paul sollte einen sterbenden alten Mann auf sein Gehöft nahe dem Caprivi-Streifen bringen. Die beiden Pater nutzten den Transport, um an verschiedenen Außenstellen Gottesdienste abzuhalten. Schwester Gerolda schließlich hatte vor, verschiedene Hausbesuche zu machen.

Zu Beginn der Reise wurde auf der offenen Ladefläche ein alter Sessel platziert. Auf diesen setzte sich die Tochter des Sterbenden,



wobei sie ihren Vater wie ein kleines Kind liebevoll auf ihren Schoß nahm. Auf die Ladefläche stiegen noch sechs weitere Mädchen und Jungen aus den beiden Internaten der Station. Sie wollten die Fahrgelegenheit zu einem Sonntagsausflug zu ihren Eltern nutzen.

Die vier weißen Expeditionsmitglieder drängelten sich wegen der Apartheid zuletzt vorne ins Führerhaus, wobei die Jungfer Gerolda darauf bestand, nicht zwischen Fahrer Paul und Pater Baetsen in der Mitte sitzen zu müssen. Wegen der Sittlichkeit quetschte sie sich stattdessen in den schmalen Raum zwischen linker Außentür und nur einer „Mannsperson“ zu ihrer Rechten.

Ich war alleine zur Verabschiedung der gemischten Reisegesellschaft vor dem Hospital erschienen und fragte vor der Abfahrt noch, ob sie auch genügend Wasser und Proviant mitgenommen hätten. Sie hatten in der Tat nichts dabei und wollten auch nichts mitnehmen, schließlich sei man ja nur ein paar Stunden unterwegs und spätestens bis zum Abendsegen, also noch vor dem Abendessen, wieder in Nyangana zurück. Die Cassandra in mir veranlasste mich weiter zu fragen, wann ich die Rettungsmaßnahmen einleiten solle und an welchen Orten ich nachforschen müsse. Meine Frage wurde aber nur als ein kleiner Scherz abgetan und nicht weiter beantwortet.

Es kam, was bei all dem Leichtsinn kommen musste. Zunächst dämmerte es. Dann wurde es Nacht, ohne dass das vertraute Motorengeräusch eines nahenden Wagens aus der Ferne zu hören war. Der sonntägliche Abendsegen in der Kirche wurde schließlich mangels geistlicher Würdenträger von Schwester Rhabana gebetet. Schwester Gerolda, die nicht weit von Nyangana abgesetzt worden war, hatte die Missionsstation zu Fuß schon längst wieder erreicht.

Das Abendessen allein mit dem Maurermeister Tomring verlief zunächst recht schweigsam. Ich fütterte anschließend noch die Hunde, was sonst die Aufgabe von Bruder Paul war, und fing schließlich ernsthaft an, mit Herrn Tomring Rettungsmaßnahmen zu überlegen. Sollten wir sie schon jetzt ergreifen oder sollten wir noch eine Weile damit warten? Während wir noch überlegten, kam die Doktorin ins Refektorium gestürzt und fragte uns ziemlich direkt, wie lange wir noch zu zögern gedächten. Nach ihrer Einschätzung sei nun die höchste Gefahrenstufe erreicht, bei der man dringend etwas zur Rettung unternehmen müsse.

Herr Tomring fühlte sich durch diese direkte Ansprache sofort bei seiner Ehre gepackt und sprang mit seinen 60 Jahren und in Pantoffeln in das nächststehende Auto. Ich konnte zu meiner schwachen Taschenlampe gerade noch eine ebenso schwach leuchtende Lampe aus einem der Regale im Refektorium reißen und Herrn Tomring ins Auto hinterherspringen. Dann waren wir schon auf der Pad mitten im schwarzen Busch auf dem Weg mit Kurs nach Osten.

Natürlich hatten auch wir es in der Hast des Aufbruchs versäumt, Wasser und Notproviant mit an Bord zu nehmen, von warmen Decken oder Wollsachen gegen die empfindliche Kälte der Nacht ganz zu schweigen. Wegen einer gerade überstandenen Erkältung trug ich glücklicherweise zwei Pullover übereinander, leider aber keine Kopfbedeckung, bei den Temperaturen nahe Null Grad kein sehr angenehmes Gefühl.

So stochten wir hastig und voller Unruhe in östliche Richtung durch den schweren Sand, nur von dem Küchenjungen Fidelis, als dem einzigen Ortskundigen an Bord, begleitet. Unterwegs hielten wir immer wieder an, um späte Wanderer am Wegesrand nach den Gesuchten zu fragen. Bruder Paul hatte die beiden Geistlichen am Nachmittag an verschiedenen Stellen im Busch zu Gottesdiensten abgesetzt. Aber bisher konnte uns noch keiner bestätigen, dass dies in seiner Wohngegend geschehen war.

Nach etwa einer Stunde weiteren Vordringens nach Osten meldete uns der Buschtelegraf dann doch, dass beide Missionare soeben teils zu Fuß, teils von einem Auto am Wegesrand aufgesehen, in Shamvura, einer neuen landwirtschaftlichen Versuchstation der Regierung, eingetroffen seien. Kurz darauf konnten wir uns selbst von der Richtigkeit der Nachricht überzeugen. Lediglich Bruder Paul, ausgerechnet mit dem neuesten Auto der Station unterwegs, wurde noch vermisst. Eigentlich war geplant, dass er auf dem Rückweg von dem Transport mit dem sterbenden Mann die Patres wieder einsammeln sollte. Er war jedoch auch nach Stunden nicht an den zuvor verabredeten Treffpunkten aufgetaucht. Folglich musste mit ihm etwas oberfaul sein.

Der Leiter der Versuchsfarm, ein junger Bure, bot sich in dieser Notsituation an, mit uns gemeinsam in seinem eigenen Auto

nach Paul zu suchen. Pater Baetsen nahm das Angebot dankbar an. Pater Duttmann und Herr Tomring kehrten indessen im Wagen der Mission nach Nyangana zurück.

Der Leiter der Versuchsfarm nahm sofort zusammen mit Pater Baetsen und mir sowie einigen Jungen die Suche nach Paul auf. Wir folgten aufmerksam der frischen Spur seines Wagens, die trotz schwarzer Nacht im Scheinwerferlicht auf der sandigen Piste gut sichtbar war. Unterwegs kamen wir durch weite Strecken unbesiedelten Landes, wo wir keine Erkundigungen hätten einziehen können. Die Spur von Pauls Fahrzeug war jedoch stets deutlich vor uns auf der Piste zu erkennen, so dass wir auf zusätzliche Informationen auch gar nicht angewiesen waren.

Fortwährend liefen uns in der Dunkelheit irgendwelche Tiere vor den Wagen. Hauptsächlich waren es Springhasen und Buschböcke. Einmal rettete sich vor unserem Auto sogar ein riesiger Kudu, indem er aus dem Stand heraus mit einem gewaltigen Sprung von etwa drei Metern senkrecht über einen Strauch am Wegesrand hinwegsetzte.

Schließlich, nachdem wir der Piste noch etwa 20 Meilen in den menschenleeren Caprivi gefolgt waren, hörte die Spur endlich auf und wir fanden unseren Paul am Boden kauend in seiner kurzen Hose und seinem weißen Sonntagshemd mit kurzen Ärmeln. Er zitterte am ganzen Körper und war nicht mehr ansprechbar, aber außer einer deutlichen Unterkühlung schien er körperlich unversehrt zu sein.

Was war passiert? Da er bei der Einfahrt in das Gehöft des sterbenden Patienten nach links von der Piste abgebogen war, hatte er bei der Ausfahrt aus dem Gehöft wohl die Vorstellung gehabt, nochmals eine Linkskurve nehmen zu müssen, obwohl diesmal eine Rechtskurve notwendig gewesen wäre, um nach Nyangana zurückzukehren. Auf diese Weise in östlicher Richtung fahrend entfernte er sich immer weiter von Nyangana. Auf der holprigen Piste hatte sich irgendwann die Batterie aus der Halterung gelöst, war an die Masse der Karosserie geraten und hatte einen kleinen Brand ausgelöst. Die Batterie war dabei verschmort, womit das Fahrzeug fahruntüchtig geworden war.

Wir machten uns unter Mitwirkung des jungen Buren sofort an eine notdürftige Reparatur, um den Wagen wenigstens bis Nyangana zurückführen zu können. Erst nach längerem Tüfteln hatten wir eine Erleuchtung: Zunächst starteten wir den Motor des „gesunden“ Wagens von der Versuchsfarm. Als er dank seiner intakten Lichtmaschine genügend eigene Kraft produzierte, bauten wir bei laufendem Motor dessen Batterie aus und brachten damit auch den Motor des havarierten Fahrzeugs wieder zum Laufen. Die Uhr ging inzwischen auf Mitternacht zu, als wir in diesem Zustand die Heimreise antreten konnten.

Kurz vor Shamvura blieb dann noch zu allem Überflus der Wagen der Versuchsfarm im Sande stecken mit der Folge, dass der Motor sofort stillstand. Eigentlich hätte der Sport mit dem Umbau der Batterie nun von vorne beginnen müssen. Der hilfsbereite Farmer erklärte sich jedoch bereit, seinen Wagen bis zum nächsten Morgen im Busch zurück zu lassen und mit uns die kurze Entfernung bis Shamvura im havarierten Fahrzeug der Mission zu fahren. Nachdem wir ihn an seiner Farm abgesetzt hatten, fuhren wir mit der Kraft der von ihm geliehenen Batterie bis Nyangana zurück, wo wir erst weit nach zwei Uhr nachts eintrafen.

Dem unterkühlten Bruder Paul hatte ich gleich zu Beginn einen meiner beiden Pullover übergezogen. Außerdem hielten Pater Baetsen und ich ihn während der gesamten Heimfahrt eng zwischen uns gedrückt, um ihn vor weiterer Auskühlung zu bewahren oder ihn vielleicht sogar wieder aufzuwärmen. Auf der Missionsstation nahm sich dann sofort die Doktorin seiner an.

Am nächsten Morgen erschien Bruder Paul bereits wieder zum Frühstück im Refektorium. Er war schweigsam und in sich gekehrt. Wegen seiner himmelschreienden Dummheit in der Nacht zuvor wurde er aber taktvoll weder zur Rede gestellt, noch geschulmeistert.

## **Besuch auf den Missionsstationen Shambyu und Bunja**

Bereits wenige Wochen nach meiner Ankunft in Nyangana lud mich Pater Baetsen zu einer Reise in die 130 km westlich von Nyangana gelegene Missionsstation Bunja ein, um dort an einer Sprachkonferenz teilzunehmen.

Die Reise fing gleich mit einer Pleite an, indem der Wasserkran in meinem Zimmer versagte. Über Nacht war der Wind ausgeblieben, was zur Folge hatte, dass der Windmotor kein Wasser in die Tanks gepumpt hatte. Ich musste also in die Küche gehen und bei der Küchenschwester Rosalie um eine Tasse mit heißem Kaffeewasser bitten, damit ich wenigstens meine Zähne putzen und mich rasieren konnte.

Trotz zweier Pullover und einer Jacke habe ich die ganze Autofahrt über schrecklich gefroren. Gegen acht Uhr kam Pater Baetsen die hilfreiche Idee, unsere Fahrt nach Bunja auf halbem Wege an der Missionsstation Shambyu zu einem wärmenden Frühstück zu unterbrechen. Obwohl wir für die Mannschaft dort unangemeldet, sozusagen plötzlich aus dem Busch auftauchten, löste unser Besuch große Freude aus. Pater Förg, mit dem ich mich schon bei meinem ersten Besuch in Begleitung von Köhlers angefreundet hatte, trat gerade aus der Kirche, wo er soeben fünf Paare getraut hatte. Da sie alle westlich von Shambyu wohnten, kamen wir ihm wie gerufen. Wir mussten sie natürlich alle nach dem Frühstück an Bord unseres kleinen Lieferwagens nehmen und sie samt Gefolge auf unserer Weiterreise nach Bunja an ihren heimatlichen Gehöften absetzen.

Die Brautleute trugen je nach Geschlecht weiße oder schwarze Kleidung. Dazu hatten sie aus europäischer Sicht auffällig ernste Mienen aufgesetzt. Die Pater erklärten mir, dass die einheimische Sitte dies so verlange. Noch vor Jahren hätten sich die Ehepartner nicht einmal während des Ehegelöbnisses am Hochaltar ansehen dürfen, in einer späteren Phase der Entwicklung seien sie dann nach dem Verlassen der Kirche in unterschiedliche Richtungen davongestoben. Inzwischen habe man ein Stadium erreicht, wo die Neuvermählten wenigstens beieinanderblieben, sich aber keinesfalls freundlich ansähen oder sich gegenüber der Außenwelt irgendeine Freude über den „Bund des Lebens“ anmerken ließen.

Obwohl es auf dem Wagen im Fahrtwind vermutlich eisig zog – wir hatten nur wenige Grade über Null – stimmten zumindest die Begleiter der Neuvermählten monotone, wenn auch für meine Ohren nicht gerade fröhliche Lieder an. Dazu wurde eine weiße Fahne gehisst. Zumindest diese flatterte munter im Fahrtwind.

Sinnigerweise hatten wir auf der Rückfahrt von Bunja nach Nyangana statt Menschen die Ladefläche voll mit Hühnern beladen.

Bei jedem Schlagloch – und davon gab es viele – brachen sie in lautes Gackern aus. Pater Baetsen und ich vertrieben uns daher die Reisezeit damit, dass wir uns fantasievoll ausmalten, wie die *Pluksteerten* wohl am Ende der Reise aussehen würden. Wir waren uns schnell darin einig, dass die armen Tiere ihre Eier in Zukunft nur noch per Kaiserschnitt würden gebären können. Unser Erstaunen war entsprechend groß, als wir bei der Ankunft in Nyangana feststellten, dass eine besonders tapfere Henne sogar während der Fahrt ein Ei gelegt und dieses auch noch unversehrt bis zum Ende der Reise durchgebracht hatte.

Auf der Rückfahrt von Bunja konnte ich in Rundu endlich meinen offiziellen Antrittsbesuch beim Kommissar der Mandatsregierung machen und von ihm meine Reisepapiere abstempeln lassen. Der Kommissar tauschte mit mir nur ein paar Höflichkeitsfloskeln aus. Zündende Anregungen konnte ich von diesem Treffen nicht mitnehmen.

Kurz nach dieser Reise wurde ich übrigens Zeuge einer Massenhochzeit in Nyangana. Bereits am Vorabend ging es im Mädchenhof hoch her. Es wurden wild die Trommeln geschlagen und ein Lied nach dem anderen in den schwarzen Nachthimmel geschmettert. Trotzdem traten am nächsten Morgen die Bräute allesamt mit Leichenbittermienen an, so wie ich es schon von Shambyu her kannte. Dazu staksten sie mit hochgezogenen Knien wie Störchinnen in der Gegend herum. Wie ich erfuhr, galt auch diese Gangart als besonders schick und der Sitte gemäß. Mir schien allerdings dieser Gang letztlich darin begründet zu sein, dass die jungen Damen in ihrem Alltag meist barfuß umherliefen und darum vermutlich große Schwierigkeiten beim Gehen bekamen, wenn sie sich plötzlich aus Anlass ihrer Hochzeit auf weißen und möglicherweise nicht passenden Schuhen fortbewegen mussten. Ihr Gang sah jedenfalls urkomisch aus.



Hochzeitspaare nach der Trauung



## Briefverkehr mit Deutschland

Die Gebiete im gesamten Norden Südwestafrikas waren so weit abgelegen, dass nicht einmal die Afrika-Programme von BBC oder der Deutschen Welle per Radio empfangen werden konnten. Immerhin besuchte alle zehn Tage ein Lastwagen der SWANLA<sup>2</sup> die östliche Okavango-Region, um neu angeworbene Arbeiter zu den Minen in der südafrikanischen Union zu transportieren oder ehemalige Minenarbeiter zum Okavango zurückzubringen. Diesen regelmäßigen Transportdienst nutzte das zentrale Postamt in Windhoek zumindest zu Beginn meines Aufenthalts auch zur Postzustellung. Im Büro der Missionsleitung wurden anfangs etwa alle zehn Tage drei große Postsäcke mit Briefen abgeliefert. Sie stammten überwiegend von jungen Minenarbeitern aus dem Süden des Landes an ihre Angehörigen, enthielten aber auch die Postsendungen für die wenigen Europäer auf der Station.

Meine Braut Adelheid und ich standen in einem wöchentlichen Briefaustausch, dessen informativer Anteil übrigens die Grundlage dieser Memoiren ist. Zum Anfang meines Aufenthalts benötigten die sauber von uns nummerierten Briefe von Nyangana nach Mülheim an der Ruhr – und natürlich auch umgekehrt – für die Reise ziemlich genau vier Wochen. Im Laufe der Zeit kam aber die Reihenfolge der Briefe immer mehr durcheinander. Die Gründe dafür waren vielfältig. Im Okavango-Territorium herrschte 1965 ein solcher Entwicklungsboom, dass man auf die Dauer ohne regelmäßigen Postdienst wohl einfach nicht mehr auskommen konnte. Außer den riesigen Missionsstationen wurden inzwischen immer mehr Versuchsfarmen der Regierung gegründet. Außerdem entstanden Lager mit Straßenbauarbeitern, Grenzpfahlsetzern und Brunnenbohrern, so dass sich die zentrale Postverwaltung in Windhoek genötigt fühlte, zumindest auf dem Papier einen regelmäßigen Postdienst von Grootfontein nach Rundu und von dort aus sogar mit einem Funkwagen einen wöchentlichen Dienst nach Nyangana und Andara einzurichten. Dieser funktionierte allerdings während meines Aufenthalts niemals störungsfrei. Entweder hielten sich die lokalen Postler nicht an die vorher von ihnen selbst verkündeten

---

<sup>2</sup> SWANLA steht für *South West African Labour Association*. Die Organisation hatte die Aufgabe, am Okavango einheimische Arbeitskräfte für die Diamantminen im Süden des Landes anzuwerben und deren Transport durchzuführen.

Posttage, oder der Postdienst wurde wegen Bauarbeiten an einer neuen Autostraße zwischen Grootfontein und Rundu überhaupt eingestellt.

Zum Ausgleich entwickelte sich aber vonseiten der angestammten Besatzung in Nyangana ein reger Reiseverkehr mit Windhoek. Die Missionare und Dr. Fisch reisten während meines Aufenthalts am Okavango mehrmals in die Hauptstadt des Landes. Außerdem entstand in Vorbereitung auf die am Ende des Monats Juli anstehende Priesterweihe eine rege Bautätigkeit auf der Missionsstation. Für diese musste öfters entsprechendes Baumaterial von Windhoek herbeigeschafft werden. Die „Fahrbrüder“, wie sie in Nyangana genannt wurden, waren Mitglieder des Missionsordens und speisten daher mit uns „Einheimischen“ gemeinsam im Speiseraum des Paterhauses und nicht im Gästehaus. So war man auch privat schnell miteinander vertraut. Alle diese Personen betätigten sich auf ihren Fahrten als *postillions d'amour*, indem sie den Briefverkehr zwischen meiner Braut und mir direkt über das Postamt in Windhoek abwickelten. Von dort aus betrug die zeitliche Distanz nach Deutschland nur vier Tage. Selbst der Bischof, der mich gelegentlich mit seiner kleinen Cessna am Okavango besuchte, gehörte zu den Briefträgern.

Durch das regellose Abweichen vom üblichen Postweg entstand besonders in den letzten Monaten meines Aufenthalts in Nyangana ein solches Durcheinander in der Reihenfolge unserer Briefe, dass meine junge Braut schließlich in Gefahr geriet, auf Briefe von mir zu antworten, die ich noch gar nicht geschrieben hatte. Der Briefverkehr zwischen der Heimat in Deutschland und mir in Nyangana war jedenfalls ein Thema, das uns mit seinen sich ständig verändernden Bedingungen während der gesamten Zeit der Trennung sehr beschäftigte.

## **Inkognito-Besucher aus Angola**

### *Besuch des portugiesischen Comandante von Fort Dirico*

Angola war 1965 noch eine portugiesische Kolonie, eingeteilt in achtzehn Provinzen. Deren wirtschaftliche und infrastrukturelle Erschließung wies große Unterschiede auf. Die portugiesische Region Cuando Cubango, die der Okavango-Region Namibias unmittelbar gegenüberlag, nahm sicherlich auf der Rangliste einen der

untersten Plätze ein. In nordöstlicher Richtung von Nyangana lag in Sichtweite das alte portugiesische Fort Dirico. Es beherbergte einen *Comandante* als Verwaltungs- und Polizeichef sowie einige seiner Gehilfen. In den internen Gesprächen der Missionare hatte die portugiesische Kolonialverwaltung in Angola bisher niemals eine Rolle gespielt, weswegen ich auch keinerlei Vorstellung davon hatte.

Zu meiner Zeit fand dennoch ein reger Grenzverkehr statt, so als ob die internationale Grenze zwischen dem rechten und dem linken Ufer des Okavango überhaupt nicht bestünde. Die einheimische Bevölkerung überquerte den Grenzfluss nach Belieben. Viele hatten ihre Gehöfte auf dem namibischen Südufer, trieben aber auf dem angolanischen Nordufer ihre Rinder auf die Weide oder bewirtschafteten dort ihre Hirsefelder.

Die Besiedlung des Okavango-Tals durch die Vorväter der Gciriku war ohnehin vom Nordufer aus erfolgt. In der deutschen Kolonialzeit war das Südufer von Gciriku noch weitgehend unbewohnt. Dies änderte sich erst, als katholische Missionare auf dem Südufer ihre Stationen gründeten. Kurz vorher hatte Hompa Nyangana seine Residenz ebenfalls auf das namibische Ufer des Flusses verlegt, weil er sich im Einflussbereich der deutschen Kolonialtruppen vor den Raubzügen der zahlenmäßig überlegenen Betchuanen sicherer fühlte als unter den angolanischen Kolonialherren. Erst 1924 nach seinem Tod setzten die Kolonialmächte durch, dass die Gciriku für die beiden Kolonialgebiete verschiedene Hompas als Nachfolger wählten. Auf beiden Ufern des Okavango fühlten sich die Gciriku trotzdem auch weiterhin als ein Volk. An ihrer Freizügigkeit zwischen den beiden Kolonialgebieten hatte sich darum bis 1965 nicht viel geändert. Die wenigen Europäer folgten ihrem Beispiel und überquerten die Grenze ebenfalls ohne Formalitäten, wann immer ihnen der Sinn danach stand.

Aus angolanischer Richtung muss wohl ein gewisses Interesse an grenzüberschreitenden Kontakten zumindest zu meiner Person bestanden haben. Ich wurde mehrfach von „offiziellen“ Personen aus Angola besucht, um ihnen größere Geldscheine der namibischen Währung in Kleingeld zu wechseln. Bekanntlich hatte ich mir auf den dringenden Rat meines akademischen Lehrers hin bei der Barclays Bank einen Metallkoffer mit Kleingeld für die alltägliche

Bezahlung von Dienstleistungen und kleineren Warenkäufen besorgt. Aufgrund meiner engen Anbindung an die Missionare war dieses Kleingeld für mich jedoch eigentlich nutzlos geworden. Aber schon nach wenigen Wochen hatte sich auf wundersame Weise die Kunde meines „Silberschatzes“ unter der Bevölkerung verbreitet und offenbar selbst die internationale Grenze zwischen Angola und Namibia übersprungen. So wurde ich alle paar Tage von irgendwelchen mir unbekanntenen Personen gebeten, große Scheine der namibischen Währung in kleine Münzen zu wechseln.

Die meisten unter ihnen waren Angolaner von jenseits des Flusses. Ich habe sie anfangs jedoch nicht als solche erkannt und dachte vielmehr, es handele sich um Gciriku, die auf meinen Reichtum an kleinen Münzen von einem der Missionare aufmerksam gemacht worden seien. Von solchen Vorstellungen geleitet, habe ich den jeweiligen Bitten nach Wechselgeld stets freundlich entsprochen und mit den Bittstellern vor allem meine Sprechfähigkeiten in der Gciriku-Sprache geübt. Auf diese Weise hatte ich schon mehrfach den portugiesischen Kommissar von Fort Diriko persönlich zu Besuch gehabt, ohne zu erkennen, welch hochgestellte Person er in Wirklichkeit war. Wegen seiner braunen Hautfarbe hatte ich ihn nicht als Portugiesen erkannt und ihn daher seit der ersten Begegnung auf Gciriku mit den üblichen Formeln begrüßt und bedient. Er war stets freundlich darauf eingegangen und hatte mit mir ebenfalls Gciriku gesprochen.

Eines Tages wurde Pater Baetsen zufällig Zeuge eines solchen Besuchs. Er nahm mich anschließend beiseite und erklärte mir, dass er und Pater Duttmann mangels Kenntnissen in Portugiesisch bisher immer auf Englisch mit dem *Comandante* verkehrt hätten. Gciriku habe man niemals mit ihm gesprochen in der Befürchtung, dass er eine solche Ansprache als rassistische Provokation empfinden könnte. Ich bin trotzdem bei späteren Begegnungen mit ihm von dem einmal eingeschlagenen Weg nicht abgewichen und habe weiterhin mit ihm auf Gciriku verkehrt.

Erst viele Jahrzehnte später bin ich als Gastprofessor in Lissabon vielen Mischlingen in hohen gesellschaftlichen Stellungen begegnet. Auf meine gezielte Nachfrage antworteten mir meine portugiesischen Kollegen, ich wisse wohl nicht, dass Gott wohl Mann und Frau, die Portugiesen jedoch den Mischling erschaffen haben.

Das ist der Schlüssel, warum es dem angolanischen *Comandante* offenbar nicht aufgefallen war, dass er von einem europäischen Bleichgesicht in einer afrikanischen Sprache bedient wurde. Ehrlich gesagt, waren vorher dem mit der Apartheid unerfahrenen Bleichgesicht solche Bedenken auch nicht in den Sinn gekommen.

### *Besuch des abgesetzten Hompa Shampapi*

Anfang August erhielt ich unangekündigt über den Fluss hinweg den Besuch eines älteren freundlichen Herrn, der sich mir gleich als das rechtmäßige Oberhaupt aller Gciriku, nämlich als Hompa Shampapi, vorstellte. Da er mich ohne vorherige Ankündigung aufsuchte, konnte ich keinen der Missionare zuvor mehr befragen, wie ich mich in dieser international verwickelten Situation verhalten sollte. Meinem eigenen inneren Kompass folgend, ließ ich daher erst einmal zwei Stühle vor meine Klause bringen. Auf denen ließen sich mein Gast und ich nieder.

Dann hörte ich mir freundlich die Geschichte von Hompa Shampapi, des zu „Lebzeiten Beerbten“, wie er klagte, an. Mein Mitarbeiter Aloys Mberema setzte sich inzwischen in aller Stille ab. Da ich nicht einschätzen konnte, ob er die Behörden alarmieren wollte oder was sonst seine Absicht war, zog ich den Schluss, dass er jedenfalls mit dem Besuch des ehemals geflohenen Häuptlings nichts zu tun haben wollte. Ich habe deshalb nun meinerseits meinem Gast gegenüber sein persönliches Sicherheitsrisiko in aller Freundlichkeit thematisiert und ihm dabei ein Paket meines Tabaks der Marke *Springbok* zum Geschenk gemacht. Alsdann geleitete ich ihn, umgeben von einer ständig wachsenden Schar Neugieriger, auf geradem Wege zum Fluss. Dort habe ich mich von ihm in aller Form, d.h. unter Verwendung seines alten Titels Hompa und der Anredeform in der zweiten Person Plural *Anwé* „Ihr“, verabschiedet.

Als ich später meinen Gastgeber von dem hohen Besuch berichtete, antworteten sie einstimmig nur: „Oh Gottegottegot.“

### **Spitznamen**

In den ersten Wochen konnte ich mich nur schlecht an die Sitte der Gciriku-Bevölkerung gewöhnen, sich die unter ihnen lebenden Europäer „mundgerecht“ zu machen, indem sie ihnen Spitznamen in

ihrer eigenen Sprache gaben. Diese Spitznamen hatten, wie ich bereits wusste, zumeist einen doppelten Boden. Einerseits vermieden sie zwar eine offene Beleidigung des Benannten, andererseits drückten sie aber sehr wohl eine Art Karikatur seiner Person aus.

### *Schwester Kashoro „Honigvogel“*

So wurde beispielsweise Schwester Rhabana von den Einheimischen, wenn man über sie redete, allgemein als *Sista Kashoro* „Schwester Honigvogel“ bezeichnet.

Der Honigvogel hat die allgemein bekannte Angewohnheit, einen Honigsammler auf die Nester von wilden Bienen oder deren Honigspeicher aufmerksam zu machen. Wenn der Sammler das Gebaren des Honigvogels erkennt und den Honig tatsächlich erntet, rechnet sich Honigvogel auch einen Anteil an der Beute aus, indem er etwa die vom Jäger ausgepressten Waben nochmals sorgfältig sauber pickt. Auf den ersten Blick handelt es sich somit hier zwischen Tier und Mensch um eine Situation zum gegenseitigen Nutzen.

Schwester Rhabana wusste von dieser Namensgebung, wie sie mir schon gleich in den ersten Tagen stolz berichtete, und fühlte sich darüber sehr geehrt. Sie interpretierte diesen Namen nämlich als Symbol dafür, dass die Einheimischen in ihrer Person eine Art „Heilsbringerin“ sahen.

Als ich diese Deutung einmal im Kreise meiner einheimischen Gewährsleute erwähnte, lachten sie bloß hämisch und klärten mich alsbald darüber auf, dass der Honigvogel nach dem Volksglauben einen höchst doppelbödigen Charakter habe. Manchmal führe er einen



Sr. Rhabana OSB

Honigsammler in der Tat zu einem Nest wilder Bienen voller Honig, manchmal aber auch zu einem Schlangennest. Keiner wisse, wann der Vogel das eine oder wann das andere Ziel verfolge. So sei es auch mit Schwester Rhabana: Man könne ihre süßen Worte zumeist nicht richtig deuten. Manchmal führten sie in der Tat zu irgendwelchen Vergünstigungen oder Wohltaten, genauso oft aber



auch geradewegs in eine Affäre und damit zu einer unangenehmen Auseinandersetzung mit den Missionaren. Nur eine Regel ließe sich mit Sicherheit aufstellen: Was man ihr im Vertrauen mitgeteilt habe, leite sie unmittelbar an die Missionare weiter.

### *Meine eigenen Spitznamen*

Wenige Wochen nach meiner Ankunft bauten sich am frühen Nachmittag hin und wieder Gruppen von Schulmädchen vor meiner Klausur auf und deklamierten laut im Chor das Wort *mufûghuli*. Mir selbst war anfangs nicht klar, ob es sich dabei um ein Schimpfwort, eine Forderung an mich oder was auch immer handelte. Auch im Paterhaus konnte man mir spontan hinsichtlich der Bedeutung des Wortes nicht weiterhelfen. Immerhin hatte Pater Baetsen inzwischen über seine eigenen Informationskanäle herausgefunden, dass das Wort *mufûghuli* keinesfalls etwas Negatives oder gar eine Beschimpfung bezeichne, ja was aber dann?

Als ich meine Mitarbeiter gesondert nach der Wortbedeutung befragte, reagierten sie beinahe so, als hätten sie sich abgesprochen. Sie lachten nur und erklärten mir, weder ein Wort auf Englisch noch auf Afrikaans zu kennen, das den Sinn von *mufûghuli* genau wiedergebe. Es bezeichne eben eine Person so ich sei. — Wer aber weiß schon, wie er von seinen Mitmenschen eingeschätzt wird, zumal wenn diese einer anderen Kultur angehören? — Am Ende war es wieder einmal Dr. Fisch, die einen plausiblen Lösungsvorschlag unterbreiten konnte. Die Bezeichnung *Mufûghuli* bedeutet so etwas



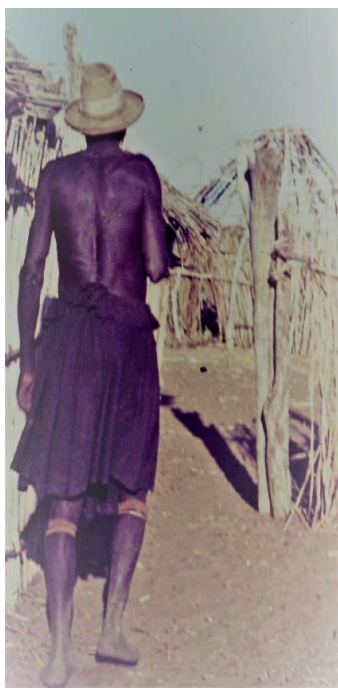
Mein Namensvetter Hayipôpo

wie *Beau*, *Bel Ami*, Liebling der Frauen. Eine gewisse Bestätigung für diese Annahme war die Tatsache, dass ausschließlich nur die Mädchen *Mufûghuli* als Spitznamen für mich benutzten. Die Jungen waren offenbar nicht dazu bereit und nannten mich stattdessen *Hayipôpo*. In diesem Fall wurde mir von ihnen sogar eine Begründung hinzugefügt. *Hayipôpo* sei der Name eines ehemaligen Schülers von Nyangana, dem ich insbesondere im Gang und in der Gestik ähnlich sei.

Ende August kam es sogar zur Gegenüberstellung mit meinem *mbúsha* „Namensvetter“. An einem frühen Nachmittag wurde ich vor die Tür meiner Klause gerufen, „um einen Gast zu begrüßen“. Vor mir stand ein hübscher (!) junger Mann, der mir auf Anhieb sehr vertraut vorkam. Er hieß *Hayipôpo*. Ich war einfach verblüfft über so viel Ähnlichkeit mit mir. Er bewegte sich in der Tat so wie ich und sah mir bis auf die Brille und natürlich die Hautfarbe sehr ähnlich. Wie unter Namensvettern üblich, machte er mir eine kleine Schnitzerei zum Geschenk. Ich habe mich ihm gegenüber mit einem Geldbetrag erkenntlich gezeigt.

### Traditionelle Kleidung, Schmuck und Tätowierungen

Die Frauen liefen außerhalb der Missionsstation häufig noch *topless* herum. Allenfalls hatten sie einen losen Umhang um den Hals gebunden, der beim Gehen munter im Winde flatterte. Um



die Hüften trugen sie nur Schurzfelle und darüber allenfalls selbst genähte Röcke aus bunten Gardinenstoffen. Die Schurzfelle waren oft mit Kaurimuscheln bestickt. Die Missionare hatten durchgesetzt, dass



die Frauen wenigstens beim Kirchengang einteilige luftige Kleider über ihre übliche Aufmachung zogen.

Vor allem die älteren Männer bekleideten sich noch ganz überwiegend mit einer Art Windel, d.h. einer dunklen Stoffbahn, die sie zwischen den Beinen hindurchzogen, wobei das vordere und das hintere Teil von einem Gürtel in

Hüfthöhe gehalten wurde und die Enden wie ein Rock vorne und hinten herunterhingen. Jüngere Männer zogen es indessen allge-

mein vor, sich in europäische Bekleider zu hüllen, selbst wenn sie zerlumpt waren.

*A propos* Schönheit: Männer und Frauen ließen sich ganz überwiegend die vorderen Schneidezähne des Oberkiefers anspitzen. Das sah dann in etwa wie folgt aus:

UU<sup>v</sup>UU.

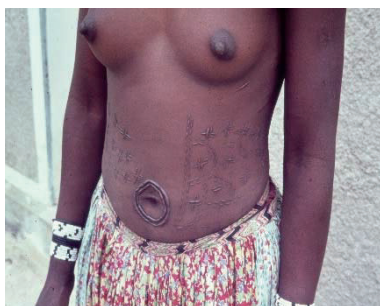
Als Begründung erklärte man mir, dass dies eine Maßnahme sei, um der Seele beim Sterben eines Menschen das ungehinderte Verlassen des Körpers zu ermöglichen.



Bei ungetauften Frauen sah man noch kunstvolle Frisuren. Die Haare wurden zu vielen kleinen Zöpfchen geflochten und über das Hinterhaupt zu einem dicken Haarwulst vereinigt. Um den Hals trugen alle verheirateten Frauen, ob getauft oder ungetauft, lange Ketten aus Straußeneierschalen. Man erklärte mir dazu, falls sie dies unterließen und ihr Ehepartner plötzlich sterben sollte, würde man ihnen dessen Tod zur Last legen und entsprechend als Gattenmord ahnden.

Im Gegensatz zu Ostafrika wurde im Ohr nur selten Schmuck getragen, manchmal eine Sicherheitsnadel, manchmal ein goldener Matrosenknopf, mehr nicht.

Wenige Frauen, besonders hellhäutige, trugen Schmucknarben im Gesicht, auf dem Bauch und auf den Hinterbacken. Die Doktorin hatte ein besonders schönes „Bauch-Exemplar“ dazu überreden können, sich von mir gegen ein Honorar von einem Schilling fotografieren zu lassen. Direkt aus dem Op.-Saal mit noch blutverschmierten Händen kam sie zu meinem Zimmer gelaufen, um mich schnellstens herbeizurufen. Geld und Kamera zu schnappen waren eins. Ich eilte der Doktorin zum Hospital nach,



um den Bauch der Schönen zu fotografieren. Noch bevor ich den Schauplatz erreichte, erhob sich ein Brausen in der Luft, das eigentlich sonst für das Nahen des Heiligen Geistes charakteristisch war. Diesmal war es jedoch anders. Ich sah den Goldvogel mit dem Pracht-Tattoo auf dem Bauch gerade noch, auf der Ladefläche eines Wagens brausend entschwinden. Die Doktorin kehrte frustriert zu ihrer Geburtshilfe zurück und ich zu meinen Märchentexten, nicht ohne uns vorher gegenseitig mit den Worten zu trösten: „Was wahr ist, kommt wieder“.

Die nächste Gelegenheit zum Fotografieren einer Bauchverzierung ergab sich schon kurz danach. Das tätowierte Mädchen hatte sich eigens für den Fototermin eine schöne rote Bluse angezogen. Etwas gehemmt bat ich sie, diese doch abzulegen, damit ich ihren nackten Bauch fotografieren könne. Dazu war sie jedoch trotz einer geschenkten Zigarette nicht zu bewegen. Stattdessen krepelte sie das gute Kleidungsstück bis zum Hals auf, ehe sie sich zum Fotografieren bereitfand.



## Landwirtschaft und Handwerk

Die Gciriku sind vor der intensiven Berührung mit Missionaren seit 1910 noch eine vor allem jägerische Gesellschaft von einigen hundert Individuen gewesen, die gemeinsam mit dem Hompa in einem Dorf siedelte. Man lebte hauptsächlich vom Fischfang im nahen Okavango, von der Jagd und vom Sammeln wilder Früchte im Buschland der Nord-Kalahari. Den sogenannten Wasserbuschleuten, den Xanikxoe, die entlang der Flussufer lebten, hatten die Gciriku-Frauen offenbar schon in vorkolonialer Zeit die Anlage von kleinen Gärten im Uferschlick abgeschaut. Sie zogen dort Kürbisse und schnell wachsende Bohnen.



Die Gciriku sind vor der intensiven Berührung mit Missionaren seit 1910 noch eine vor allem jägerische Gesellschaft von einigen hundert Individuen gewesen, die gemeinsam mit dem Hompa in einem Dorf siedelte. Man lebte hauptsächlich vom Fischfang im nahen Okavango, von der Jagd und vom Sammeln wilder Früchte im Buschland der Nord-Kalahari. Den sogenannten Wasserbuschleuten, den Xanikxoe, die entlang der Flussufer lebten, hatten die Gciriku-Frauen offenbar schon in vorkolonialer Zeit die Anlage von kleinen Gärten im Uferschlick abgeschaut. Sie zogen dort Kürbisse und schnell wachsende Bohnen.

Von den Missionaren übernahmen die Gciriku Ackerbau und Rinderhaltung,



wodurch die zentrale Siedlungsweise in der Residenz des Hompa zugunsten mehrerer Streusiedlungen aufgegeben wurde. Mit dem wirtschaftlichen Wandel ging ein völliger Wandel der Architektur einher. Statt der tunnelförmigen Mattenzelte, zog man nun allgemein Rundhütten und rechteckige Häuser mit Strohdächern vor.

Diese ließen sich die Gciriku allerdings von Nyemba aus dem benachbarten Angola gegen Bezahlung bauen. Wie die Aufnahmen von solchen Häusern im Entstehen zeigen, kamen ihre soliden Holzkonstruktionen noch 1965 ganz ohne Schrauben und Eisen-  
nägeln aus.



In Runtu hatten sich eine Reihe von Holzschnitzern aus dem angolanischen Volk der Tschokwe angesiedelt. Gegen Entgelt stellten sie Trommeln, Masken, Hocker oder Statuen her. Ihre Kunstwerke fanden dankbare Abnehmer vor allem unter den wenigen Europäern der Region, aber zunehmend auch bei der lokalen Bevölkerung.

Ein weiteres Gewerbe wurde von Wanderschmieden ausgeübt. Sie entstammten dem Volk der Xani-Khoe, der sogenannten „Wasserbuschleute“. Der Überlieferung nach hatten diese schon weit vor dem Eindringen der Bantu-Jäger im 17. Jahrhundert das Fluss-System des Okavango und seiner Zuflüsse bevölkert. Wie Bodenfunde ergaben, beherrschten sie die Herstellung von Kupfer und Eisen sowie die Technik des Schmiedens schon ein Jahrtausend vor der Bantu-Einwanderung.

In der Nähe von Nyangana hielt sich mehrere Wochen lang ein solcher Xani-Khoe-Schmied auf, um Arbeiten für die ansässigen Gciriku auszuführen. Er gestattete mir freundlicherweise, ihm bei der Arbeit zuzusehen und ihn mit seinem Gehilfen beim Anfachen des Schmiedefeuers, zu fotografieren.



Obwohl die langen Ketten von Straußeneierschalen aus der Buschmann-Kultur stammen, begegneten mir auch Gciriku-Frauen, die sich mit der Herstellung von Straußeneierperlen befassen. Die zur Verarbeitung ringförmigen Plättchen aus Straußeneierschalen haben am Ende einen Durchmesser von etwa fünf Millimetern mit



Löchern von fast zwei Millimetern Durchmesser. Wenn man eine fertige Kette mit vielen hundert solcher Plättchen in Händen hält, mag man sich fragen, mit welchen Werkzeugen solche Präzisionsarbeit durchgeführt wird. Das Foto zeigt, dass dazu sogar ein relativ grobes Eisen verwendet

wird. Allerdings wird für die Durchbohrung ein Rohling, d.h. ein Plättchen von etwa 20 Millimeter verwendet. Erst danach wird der Rohling durch zeitraubende Zerkleinerung der Ränder in die endgültige Form gebracht. Nach dem Auffädeln muss die gesamte Kette durch abschnittsweises Schleifen auf geeigneten Steinen in eine einheitliche Grundform gebracht werden.





Bei den frühabendlichen Spaziergängen mit Dr. Fisch begegneten wir am Wegesrand mehr oder weniger zufällig auch einem Töpfer, der ohne die aus der Heimat bekannte Töpferscheibe nach der sogenannten Ringwulsttechnik nur nach seinem Augenmaß einen großen Topf modellierte. Auf der Abbildung sind die präzise äußere Form und vor allem die dünne Wand des Topfes gut zu erkennen. Nach der Formung wurde damals ein solcher Topf mehr oder weniger vor Ort in einem offenen Feuer gebrannt und danach zum Gebrauch als Kochtopf freigegeben.

## Entzünden von Feuer

Eine traditionelle Technik, die einem Mitteleuropäer wie mir 1965 im höchsten Maße exotisch vorkam, war das Entzünden von Feuer mittels Quirlen. Eine Gruppe von !Khung-Buschleuten führte mir den Vorgang eines Tages auf Vermittlung von Dr. Fisch vor.

Offenbar um keinen unkontrollierten Buschbrand zu entfachen, säuberten sie zuvor etwa einen Quadratmeter sorgfältig von trockenem Laub und kleinen Ästchen. Dann nahmen sie zwei trockene und zuvor entrindete Stöcke von etwa einem Zentimeter Durchmesser und 30 cm Länge. Auf einem der Stöcke brachten sie auf der Hälfte seiner Länge eine leichte Kerbe an. Ihn bezeichneten sie als das „weibliche Holz“. Er wurde auf dem Untergrund quer ausgelegt. Der zweite Stock, von ihnen als das „männliche Holz“ bezeichnet, war am Ende angespitzt. Diesen Stock nahm einer der !Khung zwischen seine flachen Hände und legte die Spitze des „männlichen Holzes“ in die Kerbe des „weibli-



chen Holzes“ ein. Dann begann er, die Handflächen mit dem Holz schnell gegeneinander zu reiben. Nach weniger als einer Minute stieg bereits Rauch aus dem „weiblichen Holz“ empor. Nach einer weiteren Minute stellte der !Khung die Reibbewegungen ein, sammelte in aller Ruhe die wenigen Körnchen Glut, die sich in der Kerbe des „weiblichen Holzes“ gebildet hatten, in ein Nest aus trockenem Gras in seiner Hand und fing an, dieses durch heftiges Blasen anzufachen. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis er das hell entflammte Nest im Sand ablegte und durch weiteres Brennmaterial anfüterte. Als das Feuer eindeutig brannte, fügte er die beiden Hölzer zu einem Winkel zusammen und stellte sie zeltförmig vor dem Feuer auf. Er erklärte mir dazu, diese Geste sei ein Dank an Kxani, den Schöpfergott, verbunden mit der Bitte, seinem Volk auch weiterhin das lebensnotwendige Feuer durch dieses Verfahren zu schenken.

### **Alltägliche Begegnungen mit wilden Tieren**

Während meines gesamten Aufenthalts am Okavango waren Begegnungen mit den wilden Tieren der Region ein tägliches Gesprächsthema. Vor allem mit Elefanten, Krokodilen und Schlangen musste man bei Fußwanderungen in der engeren Umgebung rechnen. Bei meinen Fahrten zu benachbarten Missionsstationen sah ich in der Tat nicht nur deren frische Spuren auf der Piste oder im benachbarten Buschwerk, sondern häufig auch leibhaftig die Verursacher dieser Spuren. Da Flusspferde gewöhnlich nur nachts einzeln an Land gehen, um dort zu grasen, war man vor ihnen tagsüber sicher. Wenn man allerdings versuchte, wie eine Gruppe der *Kleinen Brüder Jesu* aus Angola, über die Flussläufe von Cuio und Okavango Nyangana zu erreichen, musste man ihre Suhplätze durchqueren, wobei man unweigerlich von ihnen angegriffen wurde.

Einige spektakuläre Geschichten von Begegnungen mit wilden Tieren lasse ich hier folgen.

#### *Elefanten*

Während meines Aufenthalts wurde die Gegend um Nyangana mehrfach von Elefantenherden besucht. Ich bin gelegentlich auch unverhofft bei meinen Streifzügen zu Fuß in solche Elefantenherden geraten. Dabei verhielten sich die Tiere jedes Mal völlig ruhig

und schienen sich überhaupt nicht für mich oder meine Begleiter zu interessieren. Eine ganz andere Situation war jedoch augenscheinlich dann gegeben, wenn man plötzlich einem einzelnen Tier statt einer Herde gegenüberstand.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Nyangana hatte offenbar einer der Katecheten eine solche Begegnung. Unversehens griff ihn auf dem Heimweg ein wütender Elefantenbulle von der Seite



her an und streckte ihn mit einem einzigen Hieb seines Rüssels nieder. Der Katechet blieb trotz erheblicher Schmerzen sofort regungslos liegen und stellte sich tot. Der Elefant versetzte ihm daraufhin mit seinem Rüssel noch einen weiteren Hieb zwischen die Beine, der ihm die Blase von

den Harnleitern abtrennte. Da der Elefant den Katecheten offenbar für tot hielt, begann er augenblicklich sein Opfer unter einem Haufen abgerissener Zweige zu beerdigen.

Oft haben Elefanten die Angewohnheit, ihre menschlichen Opfer zuvor noch als Brei in den Boden einzustampfen. In diesem Fall blieb dem Katecheten dieses Schicksal jedoch erspart. Nach der Beerdigung unter Zweigen hielt der Elefant bei der vermeintlichen Leiche seines Opfers Gottseidank auch nur eine stark verkürzte Totenwache. Oftmals dauert diese viele Stunden. In diesem Fall hat der Elefant schon wenige Minuten nach der Beerdigung den Tatort verlassen.

Sofort nach seinem Weggang hat man den armen Katecheten bergen und ins Hospital bringen können. Dort hat die Doktorin in gewohnter Unerschrockenheit bei ihm erst einmal chirurgisch alles Abgerissene wieder zusammengefügt in der Erwartung, es werde sich schon keine Sepsis einstellen. Der Katechet hat aber trotzdem noch einige Tage lang mit dem Tode gerungen, bis die Ärztin der besorgten Missionsöffentlichkeit verkünden konnte, dass er nun außer Gefahr sei.

Eine Umzingelung von einer ganzen Elefantenherde habe ich selbst erlebt. Mitte August lud mich Pater Baetsen zu einer Reise in die Außenstation Mbambi ein, um dort in möglichst natürlicher

Umgebung, d.h. am Lagerfeuer, Tonbandaufnahmen vom Erzählgut der Gciriku machen zu können.

Als anerkannt gute Erzähler hatten wir drei Schuljungen aus Nyangana mitgenommen: Simon Shifature, Servatius Mukoya und Amatus. Alle drei waren zwischen 18 und 20 Jahre alt, sahen aber so aus, als ob sie erst 15 Jahre alt wären. Als wir mit dem Erzählen schon fortgeschritten waren, dämpften sie plötzlich ihre Stimmen und verlegten sich schließlich aufs Flüstern, bis sie ganz aufhörten zu sprechen. Zuletzt hauchte einer von ihnen nur noch: „*ndjóvu*“ (Elefanten)!

Wir hatten zuvor schon von Ferne gedämpftes Trompeten gehört und wussten daher, dass Elefanten in der Gegend waren. Das Trompeten hatten wir auf der Missionsstation zur Nachtzeit auch schon häufig gehört, ohne uns dadurch sonderlich beunruhigt zu fühlen. Jetzt aber schienen wir uns mitten in einer Elefantenherde zu befinden. Von allen Seiten konnten wir das charakteristische Magenkollern der Tiere hören. Ohne dass wir zuvor irgendwelche Geräusche, etwa knackende Äste oder Schnauben, wahrgenommen hatten, mussten sich die Tiere vom Fluss her genähert und uns von allen Seiten eingekreist haben. – Vielleicht standen sie ja auch nur um uns herum, um den Märchenerzählern zuzuhören.

Wir zwei Europäer ließen uns jedenfalls durch die ungewöhnliche Situation nicht in Panik versetzen und blieben völlig ruhig, während die Jungen vor Angst zitterten. Schließlich übertrug sich unsere Gelassenheit auch auf sie. Nach kurzer Unterbrechung konnten wir daher die Märchensitzung mit gedämpften Stimmen fortsetzen.

Um zehn Uhr, als der Mond hoch am Himmel stand, wurde auch bei uns Weißen die Müdigkeit so groß, dass wir uns zum Schlafen zurückziehen mussten. – Von den Leibgeräuschen der Elefanten war inzwischen nichts mehr zu hören. So leise, wie sie herangezogen waren, hatten sie sich von unserem Lager auch wieder entfernt.

### *Krokodile*

Ähnlich riskant war die Begegnung mit Krokodilen. Der Fluss schien übervoll von diesen gefährlichen Reptilien zu sein. Nach-



mittags lagen sie aufgereiht am Ufer, meist mit dem Kopf nach unten und dem Schwanz nach oben. Sie erweckten dabei den Eindruck, als schliefen sie fest. Wenn man jedoch ein Boot bestieg, waren sie mit einem Wimpernschlag laut-

los im Fluss verschwunden, so als habe es sich um eine Sinnes-täuschung gehandelt.

Am Pfingstfest gab es einen tragischen Zwischenfall in Nyangana. Einer der Handwerker in Diensten der Missionsstation kenterte vor den Augen vieler Beobachter auf dem Rückweg von der Messe plötzlich mitten auf dem Okavango mit seinem Boot. Der Mann war noch recht jung und galt als guter Schwimmer. Er tauchte nach dem Kentern des Bootes jedoch nicht einmal mehr auf. Da auch seine Leiche nicht gefunden werden konnte, vermutete man, dass er einem Krokodil zum Opfer gefallen war.

### *Schlangen*

Wenn man über gefährliche Tiere spricht, darf man die Schlangen nicht unerwähnt lassen. Menschen gehören im Allgemeinen nicht zu ihrem Beuteschema. Da sie aber die Angewohnheit haben, in alle Hohlräume lautlos hineinzukriechen, kommen unerwartete Begegnungen mit ihnen häufig vor. Manche Schlangen reagieren dann aggressiv und greifen sofort an, andere nicht. Als völlig Unerfahrener weiß man natürlich nicht, zu welcher Sorte sie gehören und wie gefährlich sie sind. Auf der Station gab es eine anerkannte Expertin für Schlangen. Dies war die Schulleiterin Schwester Rhabana Stehle.

Ich hatte schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Nyangana die Erfahrung gemacht, dass sich dort jeder, der nach europäischen Maßstäben als intellektuell interessiert zu bewerten war, entsprechend seiner eigenen Interessen ein anderes Bild von meiner wissenschaftlichen Tätigkeit machte. Da Schwester Rhabana vor



allem an naturwissenschaftlichen Fragen, insbesondere an Schlangen interessiert war, sah sie es als selbstverständlich an, dass ich diese Leidenschaft mit ihr teilte. Eine Episode aus meiner Anfangszeit auf der Station soll dies veranschaulichen:

Ich arbeitete gerade mit Aloys Mberema, als Schwester Rhabana in mein Zimmer hereingestürzt kam und mich bat, sie ganz schnell in die Sakristei zu begleiten. Sie sei dort um ein Haar von einer Schlange gebissen worden. Ich schnappte mir sofort meine Kamera und meinen Vorrat an Schlangenserum und eilte neben ihr hin zur Sakristei. Die Schlange sollte sich dort in einem Blumenständer verkrochen haben. Aloys Mberema, der uns langsamer nachgekommen war, ergriff beherzt besagten Blumenständer wie ein heißes Eisen und warf ihn vor sich auf die Erde. Tatsächlich fuhr daraus eine etwa 60 cm lange Tigerschlange hervor. Sie war so flink, dass ich keine Zeit hatte, sie zu fotografieren und nur etwas hilflos herumstand. Nicht so Schwester Rhabana. Voll Jagdeifer stürzte sie sich mit einem Besen auf das Reptil und bugsierte es geschickt in einen Blecheimer, den sie sofort mit einem Deckel verschloss.

Nachmittags sollte dann der Übung zweiter Teil erfolgen. Der Eimer wurde dazu vorsichtig aus der Sakristei in die Schule getragen, wo mir Schwester Rhabana eine Chloroform-Spritze in die Hand drückte mit der Anweisung, damit die Schlange zu betäuben, sobald sie selbst den Deckel vom Eimer abgehoben hätte.

Soweit der von ihr ausgedachte Plan. Was in der Theorie von uns nicht vorgesehen war: Die Schlange wollte sich gar nicht betäuben lassen. Mit gespreizten Beinen stellte sich Schwester Rhabana also vor den Eimer und hob mit beiden Armen vorsichtig den Deckel ab.

Als hätte die Schlange darunter geklebt, kam sie zugleich mit dem Deckel aus dem Eimer herausgefahren und suchte im Schulraum aufgeregt das Weite. Schwester Rhabana ergriff sofort einen Besen und fuhr mit Riesenschritten wie eine Hexe beim Ritt zum Blocksberg hinter der Schlange her. Nach einigen Schrecksekunden gelang es ihr schließlich, das Tier mit dem Besen auf dem Boden festzuklemmen, damit ich ihr nun das Chloroform in aller Ruhe verabreichen könne.



Da ich noch nie in meinem Leben eine Chloroform-Spritze betätigt hatte, fehlte mir leider jedwede Erfahrung im Umgang damit. Blitzschnell gingen mir so allerhand alarmierende Gedanken durch den Kopf: Würde möglicherweise durch meine



Bandschlange *Telecopus semianulatus* (Quelle: Gaerdes 1962)

Aktion auch die Schwester betäubt werden? Oder gar ich selbst? Als mich die Schwester ungeduldig aufforderte, ich möge jetzt endlich mit der Sprühflasche möglichst nah an den Kopf der Schlange herangehen und losdrücken, folgte ich beherzt ihrer Anweisung.

Für mich völlig unerwartet, schoss das Chloroform in einem so hauchdünnen Strahl nach draußen, dass dessen Zielpunkt weit neben dem Kopf der

Schlange lag. Erst nach mehreren hastigen Versuchen traf ich endlich auch den Kopf der Schlange. Es dauerte dann aber noch einige Zeit, bis die Betäubung wirkte. Die Schlange erstarrte plötzlich unter der Besenfalle zu einem dünnen Stock und konnte so mühelos von Schwester Rhabana in das bereitgestellte Glas mit Spiritus eingelegt werden.

Wie mir die sportliche Schwester dabei erklärte, stellte sie auf diese Weise Präparate für die Schausammlungen von ausgewählten Gymnasien in Deutschland her, um bei der Übergabe gleichzeitig eine kleine Geldspende für ihre eigene Schule in Nyangana zu erbitten.

Aus Dankbarkeit für meinen Einsatz stellte mir Schwester Rhabana anschließend das Schauglas mit der eingelegten Schlange auf meinen Arbeitstisch, wobei sie mir erklärte, dass die Schlange durch die vorangegangene Chloroform-Betäubung von ihrem schnellen Tod im Spiritus absolut nichts spüre. Es handele sich um eine wirklich humane Tötung.

Wie sich bald herausstellte, klappten auch in diesem Punkt Theorie und Praxis weit auseinander. Über Stunden hinweg wand sich das anfangs betäubte Reptil im Spiritus, bis ihr Körper endlich erschlaffte. Um ihren Todeskampf auf meinem Arbeitstisch praktisch

in Augenhöhe nicht mit ansehen zu müssen, verbarg ich das Schauglas kurzerhand hinter einem üppigen Blumenstrauß, den mir die uralte Schwester Irmina am Morgen frisch auf den Arbeitstisch gesetzt hatte. Der Strauß wimmelte zwar von kleinen Insekten, die sich munter auf der Tischplatte breitmachten, der Strauß selbst war jedoch von ästhetischer Schönheit, als hätte ihn eine gelehrte Floristin gebunden.

Immerhin konnte ich die Schlange vorher noch anhand meiner mitgeführten Literatur als Bandschlange (*Telescopus semiannulatus*) bestimmen. Diese Gattung produziert ein derartig mildes Gift, dass es für den Menschen als harmlos bewertet wird.

Gleich einen Tag später gab Schwester Rhabana Serpentina erneut Schlangenalarm. Im Hof der Schulmädchen war eine lange Ringhalskobra (*Naja nigricollis nigricincta*) entdeckt worden. Ich beteiligte mich diesmal jedoch nicht an der Jagd, da ich aus meinen schlaun Büchern wusste, dass eine Ringhalskobra aus einer Entfernung von zwei Metern ihr Gift gezielt in die Augen des Opfers zu sprühen vermag. Dieses bedenkend, sagte ich mein Erscheinen bei der Schlangenjagd ab. Es blieb mir allerdings nicht erspart, dass mich einige Zeit später zwei Schulmädchen aus meiner Klausur ins Freie riefen, um mir die tote Schlange vorzuführen. Sie hatten den Kadaver in mehreren Girlanden über einen dicken Stock gelegt, den sie zwischen sich auf ihren Schultern trugen. Ich musste das tote Reptil gebührend bewundern und den Mädchen als Anerkennung je zwei Bonbons in ihre ausgestreckten rechten Hände drücken.



Ringhalskobra

### *Flusspferde*

Abgesehen von dem Patienten im Hospital, der sich bei meiner Ankunft in Nyangana gerade in ein Flusspferd verwandelte, habe ich diese Kolosse immer nur gesehen, wenn ich sie eigens an ihren Suhplätzen im Okavango aufgesucht habe.



Flusspferde

Ein solcher Suhlplatz befand sich 15 km östlich von Nyangana direkt vor dem portugiesischen Fort Diriko, wo der Cuito in den Okavango mündet. Die Herde wurde auf 18 bis 20 Tiere geschätzt. Anlässlich eines Pfingstausflugs bin ich mit Pater Theunissen von Andara, Bruder Paul, Herrn Tomring und der Oberschwester Irmgard vom Hospital mit einem Auto der Mission an das gegenüberliegende Ufer gefahren und habe erstmals eine Kolonie

von Flusspferden aus der Nähe besichtigen können. Es war jedoch insofern nicht sehr eindrucksvoll, als die Tiere die ganze Zeit unter Wasser blieben und nur ihre Köpfe zeigten. Dafür veranstalteten sie einen großen Lärm mit Prusten und Trompeten.

Anlässlich eines Ferienausflugs nach Andara Anfang Oktober fuhr der dort stationierte Bruder Uwis mich ein Stück weit in den Capri-Abchnitt hinein zu einer ebenso großen Kolonie von Flusspferden. Möglicherweise weil wir diesmal nur wenige Personen waren, haben sich diese Tiere anfangs so sehr für uns interessiert, dass wir zeitweise in Deckung vor ihnen gehen mussten. Nachdem sie ihre anfängliche Neugier offenbar befriedigt hatten, konnte ich sie in aller Muße beobachten und fotografieren.

### *Streunende Hunde*

Eigentlich gehören streunende Hunde ja nicht zu den wilden Tieren. Wenn sie jedoch in Massen und anscheinend herrenlos auftreten, können sie doch zumindest einen gefährlichen Eindruck erwecken. Es liefen eigentlich stets



einige kurzhaarige Hunde mittlerer Größe auf der Station herum. Mit ihrem struppigen ungepflegten Fell erweckten sie den Eindruck, herrenlos zu sein und sich ihre Nahrung als Jäger und Sammler von den verschiedenen Abfallhaufen auf der Station zu besorgen. Sie sahen nicht besonders anziehend aus und luden da-

her auch nicht zum Streicheln oder Kraulen ein. Nachts lagerten sie zwischen den Häusern auf dem weichen Sand, so auch vor meiner Klausur. Da sie niemals bellten und miteinander auch keine Rankämpfe ausführten, wurden sie von den Bewohnern der Station zunächst kaum wahrgenommen.

Eines Tages waren sie jedoch Gegenstand der Unterhaltung im Refektorium. Uns allen war nämlich aufgefallen, dass ihre Anzahl in kurzer Zeit stark angewachsen war. Der Platz hinter der Kirche war zur Nachtzeit so dicht mit schlafenden Hunden belegt, dass es schwierig wurde, von der Kirche aus andere Ziele auf geradem Wege anzusteuern. Man musste entweder über die schlafenden Hunde hinwegsteigen, was diese durchaus tolerierten, oder man musste Umwege in Kauf nehmen. Kurzum: Als unsere Bequemlichkeit deutlich eingeschränkt war, fiel der Sachverhalt allgemein auf.

Im Paterhaus wurde schnell der Verdacht geschöpft, dass jemand auf der Station die Hunde heimlich füttere und so ihren Zulauf auf die Missionsstation dramatisch erhöht habe. Auch Afrikaner halten sich Hunde, um mit deren Wachsamkeit ihre Gehöfte gegenüber Fremden zu schützen. Aus der Sicht afrikanischer Hundehalter müssen Hunde jedoch nicht besonders gefüttert werden, da sie sich ihre Nahrung selbst aus den Müllhaufen vor den Gehöften oder durch die Jagd auf Ratten und andere Kleinnager verschaffen. Es war daher nur logisch, dass die Hunde ein gewisses Schweißgebiet für ihre Futtersuche hatten und dort vor Anker gingen, wo sie eventuell doch gefüttert wurden.

Da sich die Hunde auf Nyangana besonders unter dem Zimmer von Schwester Gerolda drängelten, war die Futterquelle auch schnell ausgemacht. Als man Schwester Gerolda den Untersuchungsbefund vorlegte, brach sie sofort in Tränen aus und klagte, jetzt werde man wohl alle ihre Lieblinge erschießen. Eigentlich hatte man Schwester Gerolda ja nur ermahnen wollen, das Füttern einzustellen, aber ihre Worte wurden für die Missionsleitung geradezu richtungsweisend.

Am folgenden Sonntag nach dem Gottesdienst wies man die Gläubigen öffentlich darauf hin: Falls sie Hunde hinter der Kirche geparkt hätten, sollten sie diese umgehend abholen, sonst würden sie als herrenlose Tiere getötet. – Der Aufruf verhallte, ohne dass auch nur ein einziger Hund abgeholt wurde. Als am folgenden



Sr. Gerolda OSB

Sonntag ein nochmaliger Aufruf ebenfalls ohne Wirkung erging, schickte man Schwester Gerolda auf eine „Dienstreise“ in das benachbarte Shambyu. Bei der Abfahrt dorthin war sie bereits völlig in Tränen aufgelöst, weil sie ahnte oder vielleicht auch wusste, welches Schicksal ihre Lieblinge erwartete.

In der Tat, kaum war das Motorengeräusch des Wagens in Richtung Shambyu verhallt, veranstalteten die Herren der Mission zu Dritt unter Beteiligung vom eifrigen Bruder Paul eine regelrechte Treibjagd auf die Hunde. Am Ende hatte man rund sechzig von ihnen getötet.

Kaum war die Tat vollbracht, füllte sich der Hof vor dem Paterhaus ganz schnell mit hauptsächlich jungen Männern, d.h. Lehrern und sonstigen Bediensteten der Mission, die mit lauter Stimme von Pater Baetsen Schadensersatz für ihre getöteten Hunde verlangten. Diese seien schließlich durch Schwester Gerolda dazu „verführt“ worden, ihre heimatlichen Gehöfte zu verlassen und sich auf dem Hof der Mission niederzulassen. Sie selbst würden niemals auf eine so törichte Idee verfallen, die Hunde zu füttern.

Pater Baetsen sah die Logik der ehemaligen Hundebesitzer irgendwie ein. Die Tatsache, dass ansonsten hoch geachtete Junglehrer unter den Fordernden waren, mag seine Kompromissbereitschaft zusätzlich angefeuert haben. Jedenfalls einigte man sich schnell auf eine kleine Summe als Schadensersatz. Diese wurde sofort aus der Missionskasse gegen Quittung und Unterschrift ausgezahlt. Mit der Abwicklung des Falles war Pater Baetsen den ganzen Vormittag über beschäftigt und stand deswegen beim anschließenden Mittagessen entsprechend unter Dampf, den er uns gegenüber unverhohlen abließ. Soweit ich beurteilen konnte, verlor er deswegen aber gegenüber Schwester Gerolda später kein einziges Wort.

## Forschungstätigkeit und Missionsalltag

### **Fortschreitende Integration in den alltäglichen Missionsbetrieb**

Nicht zuletzt durch meine täglichen Begegnungen mit den Geistlichen bei den Mahlzeiten wurde ich schon nach wenigen Wochen wie ein voll integriertes Mitglied der Missionsstation behandelt. Der Unterschied in den Konfessionen spielte nach knapp zwei Monaten überhaupt keine Rolle mehr. Vielleicht lag das auch an dem so erfolgreichen Verlauf des II. Vatikanischen Konzils in Rom, dessen Ergebnisse auch in der Okavango-Region eifrig verfolgt wurden. Ich empfand jedenfalls damals den Aufbruchgeist und die Bereitschaft in den klösterlichen Gemeinschaften, selbst über alt-hergebrachte Dogmen zu diskutieren, weit fortgeschrittener als in meiner eigenen Kirche. Bei meiner Integration mag auch meine Freundschaft zum Landesbischof Koppmann eine Rolle gespielt haben. Er hatte mich in den ersten Wochen mehrfach mit seiner Cessna aus Windhoek besucht, um mir „*ain Fläschken Katholischen*“ zu überreichen und mit mir die Übersetzung von Psalmen ins Gciriku zu diskutieren.

### **Konfessionelle Auseinandersetzung wegen einer Beerdigung**

Wie sehr ich bereits nach knapp drei Monaten in das Leben der Missionsstation integriert war, zeigt sich an folgendem Ereignis, als ein weithin am Okavango bekannter Mann im Hospital an Kopftuberkulose verstarb.

Früher war er auch in katholischen Kirchenkreisen ein beliebter Katechet gewesen, bis er eine zweite Frau heiratete und nach Kirchenrecht exkommuniziert werden musste. Aufgrund seiner guten Vorbildung hatte der Kommissar in Rundu ihn sofort nach seiner Entlassung aus der Kirche als seinen Staatsdiener eingestellt.

Das Ereignis lag schon zwanzig Jahre zurück, als der in der Bevölkerung immer noch beliebte Mann an einer Kopftuberkulose erkrankte. Zur Behandlung begab er sich ins Hospital von Nyangana. Die Ärztin diagnostizierte dort, dass seine Erkrankung unheilbar



sei und er nur noch wenige Wochen zu leben habe. Sie bedrängte ihn darauf hin, er solle sein Leben ordnen und sich von der zweiten Ehefrau, mit der er die letzten zwanzig Jahre offenbar glücklich verheiratet war, trennen. Er werde dann in die Kirche wiederaufgenommen und könne so wenigstens noch ein christliches Begräbnis erhalten.

Bei einem unserer inzwischen gewohnheitsmäßigen Spaziergänge am Spätnachmittag berichtete mir die Ärztin von dem Fall. Ich fand spontan ihre Intervention in das Privatleben des Patienten unbarmherzig und gegen die Menschenwürde verstoßend. Daher bat ich sie dringend, ihre Bekehrungsversuche einzustellen. Einige Tage später berichtete sie mir, sie habe sich über meine lutherischen Bedenken natürlich hinweggesetzt und ihre Bekehrungsversuche fortgesetzt. Leider sei der Patient darüber jedoch in tiefe Bewusstlosigkeit verfallen und nun nicht mehr ansprechbar. Seine Seele sei damit für immer verloren.

Kurze Zeit darauf verstarb der Mann. Wie es üblich war, wurde unverzüglich ein Grab für ihn geschaufelt. Eine große Fangemeinde versammelte sich vor dem Paterhaus und bedrängte den diensthabenden Pater Duttmann, den allseits beliebten Verstorbenen kirchlich zu bestatten. Der Pater zierte sich sehr, dem Wunsch der Menge nachzukommen und schlug schließlich als Kompromiss vor, ihn an der Kirchentür mit einem Gebet zu verabschieden, die Grablegung aber nicht weiter zu begleiten. Da ich die Unzufriedenheit der Leute mit diesem Vorschlag bemerkte, schlug ich dem Pater vor, den Leichnam von ihm an der Kirchentür zu übernehmen und diesen anschließend nach lutherischem Ritus zu bestatten. Pater Duttmann war erwartungsgemäß mit einer solchen Lösung überhaupt nicht einverstanden und versuchte, mich von dem Plan einer lutherischen Bestattung abzubringen.

Während wir noch miteinander diskutierten, meldete uns ein Bote, dass gerade ein Auto des Kommissars aus Rundu auf der Station eingetroffen sei mit der Weisung, den Leichnam abzuholen, um ihn gemäß dem Ritus der reformierten Kirche zu beerdigen. Zu meiner großen Überraschung beschied Pater Duttmann den Boten mit den Worten, er solle den Fahrern aus Rundu sagen, der Verstorbene sei bereits bestattet und zwar nach katholischem Ritus.

In Windeseile geleiteten wir anschließend den immer noch vor der Kirche wartenden Leichenzug zum Friedhof und beerdigten den

Verstorbenen dort gemeinsam tatsächlich in geweihter Erde und nach katholischem Ritus. So konnte der ehemalige Katechet am Ende doch noch wunschgemäß, wenn auch unter dem sanften Druck der konkurrierenden christlichen Konfessionen, in seiner Heimatgemeinde Nyangana katholisch beerdigt werden.

Es geschahen in jenem Lande am Rande der Zivilisation manchmal bemerkenswerte Dinge, die der allgemeinen ökumenischen Entwicklung ein Jahrhundert vorauszueilen schienen.

### **Nächtliche Kontrollbesuche des Kommissars**

Ich muss gestehen, dass ich bei meinen Reisevorbereitungen immer nur geographische, kulturelle und linguistische Fragestellungen im Blick gehabt hatte, niemals aber die tatsächlichen kolonialen Machtverhältnisse. Wie ich von den Missionaren der Region alsbald aufgeklärt wurde, oblag dem Kommissar in Rundu nicht nur die Verwaltung der gesamten Okavango-Region, er war gleichzeitig auch oberster Polizeichef und in dieser Funktion mit nahezu diktatorischer Gewalt ausgestattet. Ohne seine Zustimmung und aktive Einmischung geschah 1965 auf der internen Verwaltungsebene der Okavango-Völker nichts mehr. Er mischte sich ständig in ihre inneren Belange bis hin zur Neuwahl eines Hompa ein.

Unter seine Zuständigkeit fiel selbstverständlich auch die Überwachung ausländischer Sprachforscher. Zweimal in den ersten Monaten meines Aufenthalts am Okavango habe ich dies erfahren. Obwohl es tiefe Nacht war, machte er sich persönlich von Rundu auf den beschwerlichen Weg nach Nyangana. Bei seiner Ankunft stürmte er jedes Mal gleich zu meiner Klausur vor, ohne sich bei der Missionsleitung anzumelden. Er riss dann die Tür zu meinem Zimmer weit auf und leuchtete mit einer starken Lampe in mein Bett. Wenn ich erschreckt hochfuhr, fragte er mich nach meinem Befinden und erklärte mir, man habe ihn informiert, dass ich schwer erkrankt sei. Darauf habe er sich noch in der Nacht auf den Weg gemacht, um nach mir zu sehen.

Diese Einlassung hatte für ihn immerhin den strategischen Vorteil, dass ich mich bei ihm für seine aufopfernde und mühevollen Fürsorge mitten in der Nacht in möglichst überschwänglichen Worten – auf Afrikaans versteht sich – bedanken musste. – *Honni soit qui mal y pense*, ein Schelm, wer Arges dabei denkt. Danach drehte er

sich jedes Mal abrupt um und verließ grußlos die Station wieder in Richtung Rundu, ohne noch eine weitere Person, etwa den Leiter der Missionsstation oder die leitende Ärztin des Krankenhauses, von seinem Besuch informiert zu haben.

Wenn sich der Regierungswagen der Missionsstation zur Nachtzeit näherte, waren alle Bewohner der Station durch das minutenlange Ächzen und Schnaufen des Motors auf der Sandpiste bei seiner Ankunft in Nyangana ohnehin längst aufgewacht und hatten auch das Ziel der Fahrt schnell mitbekommen. Meine Gastgeber waren am nächsten Morgen über die nächtlichen Kontrollbesuche des Kommissars sehr aufgebracht und fühlten sich durch seine nächtliche Aktion in ihrem Hausfrieden erheblich verletzt. Mir gegenüber äußerten sie unverhohlen den Verdacht, dass er vermutlich in meinem Bett nach einer schwarzen Geliebten gesucht habe. Jemand, möglicherweise ein Europäer, der mir feindlich gesonnen sei, müsse mich wohl bei ihm zuvor denunziert haben. Wer könnte dieser Europäer wohl gewesen sein??

Mich ließen die nächtlichen Polizeiaktionen Gottseidank völlig kalt, und kurze Zeit danach hatte ich sie schon wieder vergessen. In der zweiten Hälfte meines Aufenthalts in Nyangana kamen sie übrigens auch nicht mehr vor.

### **Besucherinnen aus Windhoek und Kapstadt**

An einem Samstagnachmittag zu Beginn des Monats Juli trafen ganz unerwartet, das heißt außerhalb der zahlreichen Kommunikationswege zwischen der zivilisierten Außenwelt und uns, zwei Damen, Mutter und Tochter, aus Windhoek in Nyangana ein. Es handelte sich um die Ehefrau und die Tochter des einzigen Windhoecker Zahnarztes Dr. Gebhard. Da jeder Europäer auf der Missionsstation sich offenbar nicht davor gefeit fühlte, selbst einmal in die Hände von Dr. Gebhard zu geraten, genossen die Damen von Anfang an eine bevorzugte Beachtung.

Nach den allgemein streng überwachten Richtlinien des Kommissars aus Rundu durfte auf den Pisten längs des Okavango außerhalb von Rundu nur Vierradwagen der amerikanischen Firma *Stetson* benutzt werden. Die Anweisung wurde damit begründet, dass die Regierungsfahrzeuge, für deren Gebrauch die Piste durch den Buschwald eigentlich angelegt worden war, die breite Spur

von *Stetson* aufwiesen und nicht etwa die schmaleren Radstände von *Landrover* oder *Volkswagen*. Ein *Volkswagen* ließ sich deshalb auch nur mit einer Seite in der Spur fahren, während die andere Seite auf dem Damm zwischen den Spuren balanciert werden musste. Dadurch konnte bei der Unebenheit des Geländes plötzlich eine gefährliche Schiefelage des Fahrzeugs entstehen, die es zum Umkippen brachte.

Die Missionsstationen am Okavango hatten im Verlaufe ihrer zunehmenden Motorisierung die breite Wagenspur ebenfalls übernommen, so übrigens auch mein akademischer Lehrer Oswin Köhler mit seinem Wagen. Wie die beiden Damen es geschafft hatten, trotz aller lokalen Verbote, mit ihrem alten VW-Käfer die Piste von Rundu nach Nyangana zu befahren, blieb ihr Geheimnis. Vielleicht, so vermutete man ganz unverhohlen, gehöre ja auch der Kommissar zu den Patienten von Dr. Gebhard.

Praktisch in Sichtweite von Nyangana gab der VW-Käfer seinen Geist auf. Während der langen Fahrt mit einer Wagenseite in der Spur der Piste und der anderen Seite auf der Mitte zwischen den Wagenspuren hatte der Sand allmählich die Ölwanne aufgeschauert. Als Folge lief das Motoröl aus, so dass der Motor sich am Ende für alle Zeiten festfraß. Die Damen wurden von den Schuljungen im Hauruck auf den Hof der Missionsstation geschoben und standen nun etwas verlegen auf dem Platz vor dem Hospital herum, bis die Ärztin endlich aus ihrer Samstagnachmittags-Siesta erwacht war und vor die Türe trat, um die Kollegenfrau samt Tochter zu begrüßen.

Der havarierte Wagen stand hinfort auf der Station herum, bis für ihn nach gut einer Woche ein Lastwagen mit einer genügend breiten Ladefläche zum Rücktransport im Huckepack aufgetrieben war.

Nachdem man sich gegenseitig bekannt gemacht hatte und die Damen erkannten, wer sie empfangen hatte, rückten sie mit der Nachricht heraus, dass für die Doktorin in Rundu eine Besucherin namens Alice Mertens auf Abholung warte. Die Doktorin dies hören, in ihren Wagen springen und wie eine Henne ohne Kopf davonzurasen waren eins. Die Cassandra in mir konnte sie gerade noch fragen, wann wir die Rettungsmaßnahmen für sie einleiten sollten. Was ich in der Hektik gar nicht von ihr erwartet hatte: Sie rief mir in der Tat noch zu „frühestens um elf Uhr nachts“.

Dann war sie auch schon in einer riesigen Staubwolke gegen Westen hin verschwunden.

Es geschah natürlich genauso, wie es nach den Befürchtungen meiner inneren Cassandra kommen musste. Zur vereinbarten Zeit war die Doktorin weder zu sehen, noch ihr Herannahen durch entsprechende Motorengeräusche aus der Ferne zu hören. Nach Mitternacht ließ es sich nicht mehr leugnen, dass etwas mit ihr oder ihrem Fahrzeug nicht stimmte. Mir wurde immer unbehaglicher zu Mute, weil ich den armen Pater Duttmann, der in Abwesenheit von Pater Baetsen für die Missionsstation verantwortlich war, keinesfalls umsonst wecken wollte. Während ich immer noch zweifelte und zauderte – es war inzwischen zwei Uhr nachts geworden – trafen auf der Station zwei junge Männer zu Fuß mit der Nachricht ein, dass die Doktorin mit ihrem Gast etwa acht Kilometer von Nyangana entfernt ohne einen Tropfen Benzin gestrandet sei und um Abholung bäte. In der Hast des Aufbruchs hatte sie offenbar nicht mehr in ihren Tank nach dem Benzinstand geschaut. Auch in Rundu vor der Rückkehr hatte sie dies versäumt. Da hatte sich der leere Tank schließlich von alleine auf der Piste gemeldet.

Ich bin mir sicher, dass Pater Duttmann ob der nächtlichen Störung wenig erfreut war und sich daher besonders viel Zeit ließ, die Rettungsaktion zu starten. Es war jedenfalls schon drei Uhr, als er das wilde Pferd, jetzt schon deutlich zahmer geworden, nach Nyangana zurückbrachte. Die Besucherin, eine sportliche, ältere Dame aus Kapstadt, hatte auf diese Weise schon ihre erste Buschtaufe erlebt, bevor sie überhaupt noch richtig in Nyangana angekommen war. Immerhin hatte ihr Besuch auch für mich sein Gutes, denn die Doktorin fasste spontan den Plan, mit uns beiden in nächster Zeit die Station der *Kleinen Brüder Jesu* in Angola zu besuchen.

### **Zeitvertreib der Damen Gebhard aus Windhoek**

Die Damen Gebhard vertrieben sich in den nächsten Tagen ihre Zeit damit, zu Fuß die Umgebung der Missionsstation zu erkunden. Ihre, für afrikanische und selbst europäische Frauen übergroßen Khaki-Gestalten, bewehrt mit breitkrepfigen Sonnenhüten, pflegten unerwartet in den einheimischen Gehöften aufzutauchen. Sie grüßten die Bewohner nur flüchtig auf Afrikaans und fingen sofort an, sich ungeniert und auf eigene Faust in den fremden Gehöften wie in einer Windhoeker Boutique umzusehen. Während sie

die dort vorgefundenen Gegenstände ungeniert in die Hand nahmen und kritisch beäugten, flohen die Bewohner zumeist erschreckt davon.

Diese Zwischenfälle wurden zeitnah an die Leitung der Missionsstation weitergemeldet. Aber noch ehe wir im Refektorium zu einem Entschluss kamen, wie man dieses Treiben auf schickliche Weise beenden könne, hatten sich die Damen im schweren Sand offenbar schon müde gelaufen und entschieden sich nun dazu, genau gegenüber meiner Haustür ein Tageslager zu beziehen. Die Folge davon war, dass ich bis kurz vor ihrer Abreise meine Klausur nicht mehr verlassen konnte, ohne dass sich eine von ihnen erhob und mich eindringlich danach ausfragte, was ich als Nächstes zu erforschen gedächte. Welche Auskünfte ich ihnen auch immer gab, meistens eskortierten sie mich dann bei meinem Gang, „um mir bei meiner Forschungstätigkeit über die Schulter zu schauen.“ Ich war über diese Entwicklung alles andere als erfreut und kam mir alsbald vor wie ein streng bewachter Strafgefangener.

Schon bald hatte ich indessen herausgefunden, dass die Damen sich offenbar davor scheuten, die Gebäude der Mission, die Kirche oder das Paterhaus zu betreten und sich stattdessen stets davor niederließen, um dort auf meine Rückkehr zu warten. Es blieb ihnen glücklicherweise verborgen, dass alle diese Gebäude doppelte Ausgänge besaßen. Das gab mir die Gelegenheit, sie ständig hinter die Fichte zu führen. Wenn ich ihnen auf ihre Frage beispielsweise antwortete, ich wolle zum Beten in die Kirche gehen und sie sich erwartungsgemäß vor dem Hauptportal der Kirche niederließen, um dort auf meine Rückkehr zu warten, verließ ich nach einer schlichten Kniebeuge vor dem Hochaltar die Kirche sofort wieder über den Hintereingang durch die Sakristei und verfolgte anschließend ungestört meine eigentlichen Ziele. Dasselbe Verfahren funktionierte sowohl bei angeblichen Beschäftigungen im Paterhaus als auch im Hospital, weil auch diese Gebäude mehrere Zugänge besaßen.

Eines bereitete mir allerdings zunehmend Sorge: Die Doktorin hatte Bewohner eines Dorfs in der Nachbarschaft dafür gewinnen können, mich an einem bestimmten Nachmittag zu empfangen, um mir ihre traditionellen Tänze vorzuführen. Außerdem war mir im



Vorhinein von ihnen gestattet worden, sie dabei zu filmen. Der Besuchszeitpunkt rückte stetig näher, während die beiden Damen mich noch immer belagerten.

Schließlich war der Besuchstermin unwiderruflich erreicht. Da ich beim Heraustreten aus meiner Klausen mit Kamera und Tonbandgerät behängt war, konnte ich sie nicht mehr mit einem Gebet in der Kirche oder einer Besprechung im Paterhaus irreführen, sondern musste ihnen sagen, ich hätte einen höchst privaten Filmtermin in einem der Gehöfte der Nachbarschaft, zu dem sie mich leider nicht begleiten könnten.

Nachdem sie an dem Weg, den ich einschlug, sofort erkannten, in welcher Richtung das besagte Gehöft wohl liegen könnte, begleiteten sie mich in der Tat auch nicht dorthin, sondern liefen mir beide schon mal voraus. Die Tochter, immerhin fast zwei Meter groß, wurde über diese Abwechslung so euphorisch, dass sie beim Gehen Sprünge wie ein Rennpferd ausführte und schließlich mit einer Art Triumphgeheul am Palisadenzaun des betreffenden Gehöftes hochsprang.

Die Wirkung war immens. Offensichtlich waren die Palisaden von Termiten so zerfressen, dass der gesamte Zaun in voller Länge nach innen umstürzte, geradewegs hinein in die Schlafgemächer der Leute. Schock und Entsetzen der Bewohner waren so ungeheuerlich, dass sie kreischend in entgegengesetzter Richtung aus dem Gehöft in den Busch davonliefen. Noch ehe sich Fräulein Gebhard wieder aufrappeln konnte, war die gesamte Wohnstätte menschenleer.

Die Ärztin, die mich begleitete, erklärte den Damen darauf in wohlgesetzten aber unmissverständlichen Worten, dass sie gerade ein von langer Hand vorbereitetes Forschungsprojekt zunichtegemacht hätten. Sie sollten sich darum augenblicklich vom Ort ihres Fehlverhaltens zurückziehen. Diese autoritativen Worte verfehlten tatsächlich nicht ihre Wirkung. Die Damen verließen mit hängenden Ohren den Schauplatz und ließen sich hinfort auch vor meiner Klausen nicht mehr blicken.

Der Ärztin, die viele der Dorfbewohner persönlich als Patienten kannte, gelang es hernach zwar noch, zumindest die Kinder und einige Mütter zur Rückkehr ins Gehöft zu überreden und vor uns

zu tanzen. Wenn ich mir im Nachhinein den Film von ihren lustlosen und ängstlichen Darbietungen anschau und ihn mit den Tänzen vergleiche, deren Zeuge ich später noch sein durfte, komme ich zu dem Schluss, dass das gesamte Projekt an diesem Tag in der Tat ein glatter Misserfolg war.

Beinahe wie abgesprochen, traf kurz nach der missglückten Filmexpedition ein Lastwagen aus Windhoek ein, auf den der havarierte Volkswagen der Damen Gebhard mittels einer eigens hinter der Ladefläche gebauten Rampe gehievt werden konnte. Als der Wagen auf der Ladefläche stand, stiegen die Damen sofort hinein und ließen sich ohne Abschied von dem Lastwagen huckepack in Richtung Rundu abschleppen.

Ich hätte hier gerne vermerkt, dass sie auf „Nimmerwiedersehen“ abgeschleppt wurden, aber das entspricht nicht ganz den historischen Tatsachen. Viele Jahre später, als ich schon längst als Professor für Afrikanistik an der Universität in Köln tätig war, trat Fräulein Gebhard unvermutet wiederum in mein Leben. An der Universität Mainz, wo sie zunächst gestrandet war, hatte man ihr verraten, dass es an der Universität Köln einen Fachmann für namibische Bantusprachen gebe. So erklärte sie sich kurzerhand zur Studentin dieses Herrn und eilte unverzüglich zu mir nach Köln weiter. – Doch das ist eine andere Geschichte. Soviel sei nur verraten: Sie hat niemals ein Examen bei mir abgelegt. Nach einigen Monaten verschwand sie nämlich wieder ebenso sang- und klanglos aus meinem Garten wie sie diesen zuvor betreten hatte. Meine Trauben schmeckten ihr wohl doch zu sauer.